

Johannes Damian

aus Deutschland



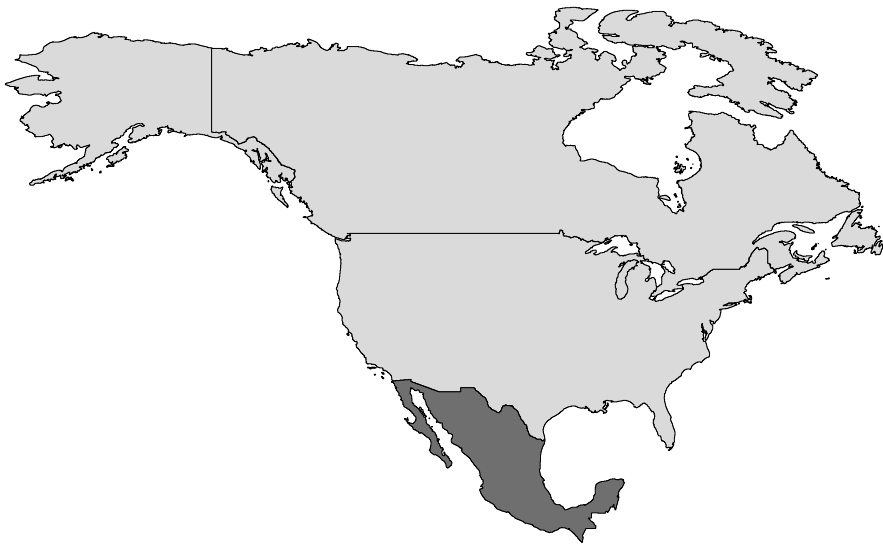
Stipendien-Aufenthalt in Mexiko

vom 5. November 2014 bis 28. Januar 2015

Auf der Suche nach dem Glück nördlich der Grenze – Migrationserfahrungen zwischen Mexiko und USA

Von Johannes Damian

Mexiko, vom 5. November 2014 bis 28. Januar 2015



Inhalt

1. Zur Person	69
2. Migration zwischen Mexiko und den USA – Ein Überblick	69
3. Canal 7 – Hospitanz beim staatlichen Rundfunk von Jalisco	71
3.1 Unterwegs mit dem Polizeireporter	72
3.2 „Elemento“ – Die Kulturnachrichten	74
3.3 Don Cornelio – Der Mariachi vom Reisemagazin	75
4. Fm4-Paso Libre – Unterstützung für Migranten auf der Durchreise	77
4.1 La Bestia – Auf dem Güterzug Richtung Norden	78
4.2 Auf der Flucht vor der Gewalt in Zentralamerika	80
5. Mixtlán – Ein Dorf am Tropf der Migranten	82
6. Plan Frontera Sur – Die Aufrüstung der Südgrenze	83
6.1 Paso del Coyote – Im Schlauchboot über die Grenze	84
6.2 Gestrandet in Tapachula	86
6.3 Gewalt und Diskriminierung – Die Erfahrungen von Homosexuellen und Transgender	87
7. Die verschwundenen Migranten von San Luis de la Paz	89
8. Tijuana – Sprungbrett in die USA für die einen, Endstation für die anderen	90
8.1 Die Casa del Migrante – Erste Hilfe für Abgeschobene	93
8.2 El Bordo: Wer es nicht schafft, endet hier	97

8.3 Samuel – Ein Coyote im Ruhestand	97
9. Über die Grenze nach Norden – Das mexikanische Kalifornien	99
9.1 Familie Sánchez aus West Covina	100
9.2 Perla: „Mexiko ist ein Teil von mir, ich bin Mexican-American“	101
9.3 Natalia und Rafael: „Das Heimweh nach der Familie war schrecklich“	103
9.4 Vicky: „Als ich zum ersten Mal in Mexiko war, mochte ich es nicht – und das ist noch nett ausgedrückt“	105
9.5 Alan: „Ich hatte im Irak Kameraden ohne Papiere. Die hätten hier nicht bei Mc Donald’s arbeiten dürfen, sind aber für Amerika in den Krieg gezogen“	107
9.6 Coachella Valley	109
9.7 Fernando: „Wir Migranten leisten einen großen Beitrag in diesem Land“	110
9.8 Die Tagelöhner von Thermal	112
10. Fazit	115
11. Danke	116

1. Zur Person

1982 in Heidelberg geboren, habe ich meine Kindheit und Jugend in der Pfalz verbracht. Nach dem Abitur 2002 entschied ich mich, für ein Jahr nach Chile zu gehen und dort einen Freiwilligendienst in einem Kinderheim zu leisten. Der lateinamerikanische Kulturraum ist seitdem zu meiner zweiten Heimat geworden und ich reise regelmäßig in die Region. Von 2004 bis 2011 studierte ich Regionalwissenschaften Lateinamerika in Köln und Buenos Aires. Schon während des Studiums fing ich an, journalistische Erfahrung zu sammeln: Beim Hochschulradio KölnCampus, der Lateinamerika-Zeitschrift Matices, bei der dpa in Argentinien und beim Deutschlandfunk. Seit dem Studienabschluss arbeite ich freischaffend als Redakteur und Videojournalist für deutsche, englische und spanischsprachige TV-Sendungen der Deutschen Welle. Meinen Schwerpunkt bilden dabei Themen aus dem Bereich internationale Politik. Außerdem bin ich als Autor für verschiedene öffentlich-rechtliche Hörfunksender tätig. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hat es mir ermöglicht, zu dem Thema der Migration zwischen Mexiko und USA drei Monate lang intensiv vor Ort zu recherchieren. Auch meine Fähigkeiten als Videojournalist konnte ich im Rahmen dieses Projekts weiter ausbauen.

2. Migration zwischen Mexiko und den USA – Ein Überblick

Auf meiner Recherchereise wollte ich herausfinden, welche Auswirkungen die massive Migration zwischen Mexiko und den USA auf die mexikanische Gesellschaft hat. Mit welchen Hindernissen sehen sich die Migrantinnen und Migranten auf ihrer Reise in die USA konfrontiert und wie sieht ihr Leben dort aus? Was bedeutet die Migration für die Familien? Wie beeinflusst die Abwanderung die Gemeinden in Mexiko, die von den Geldsendungen aus den USA abhängig sind? Wie ist das Bild des Migranten in der mexikanischen und in der US-amerikanischen Bevölkerung?

Die massive Arbeitsmigration zwischen Mexiko und den USA hat beide Länder tief greifend geprägt – demografisch, sozioökonomisch und kulturell. Zehntausende versuchen jedes Jahr aus Mexiko über die Grenze in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Sie fliehen vor Armut, Perspektivlosigkeit und Gewalt. Die Migrantinnen und Migranten arbeiten meist unter prekären Umständen und zu niedrigen Löhnen in der Landwirtschaft, auf dem Bau oder im Dienstleistungsgewerbe. Aber auch Angehörige der Mittelklasse, die in Mexiko ihr Auskommen haben könnten, entschließen sich wegen der besseren Bildungs- und Jobmöglichkeiten für eine begrenzte Zeit oder dau-

erhaft in die USA zu gehen. Jährlich schicken sie alle Milliarden US-Dollar in ihr Herkunftsland. Mit dem Geld unterstützen sie ihre zurückgebliebenen Familien. Ganze Gemeinden sind von diesen sogenannten Rücküberweisungen, den Remesas, abhängig. Der mexikanische Staat profitiert in großem Ausmaß davon. Die Remesas sind die zweitgrößte Einnahmequelle, gleich nach dem Erdöl und noch vor dem Tourismus. Mit mehr als 22 Milliarden US-Dollar jährlich steht Mexiko als Empfängerland von Remesas weltweit an vierter Stelle – nach Indien, China und den Philippinen. Das Geld stammt fast ausschließlich von Mexikanern, die in den USA leben und arbeiten. Aber der Preis dafür ist hoch: Zerrissene Familien, überalterte Dörfer ohne Entwicklungsperspektive und jedes Jahr sterben tausende Migrantinnen und Migranten auf ihrem Weg Richtung Norden.

„Pobre de México, tan lejos de Dios y tan cerca de los Estados Unidos“ – armes Mexiko, so weit weg von Gott und so nah an den Vereinigten Staaten. Dieses in Mexiko geläufige Zitat von Porfirio Díaz, der das Land Ende des 19. Jahrhunderts regierte, lässt erahnen, dass die Beziehungen zum nördlichen Nachbarn USA schon seit je her so intensiv wie schmerzvoll gewesen sind. Nach dem mexikanisch – US-amerikanischen Krieg (1846-1848) fiel knapp die Hälfte des mexikanischen Territoriums an die Vereinigten Staaten. Das Gebiet umfasst die heutigen Bundesstaaten Arizona, Kalifornien, Nevada, Utah sowie Teile von Colorado, New Mexico und Wyoming. Durch die Verschiebung der Grenze lebten tausende Mexikaner plötzlich in den USA. Dieses spanisch-mexikanische Erbe ist bis heute sichtbar. Etwa 34 Millionen Menschen mexikanischer Abstammung leben heute in den USA.

Seit der Annexion bildet der Río Bravo, oder Rio Grande, wie ihn die US-Amerikaner nennen, die Grenze zum US-Bundesstaat Texas. Der Fluss markiert heute über die Hälfte des mehr als 3.000 Kilometer langen Grenzverlaufs. Die politische Trennung hat die seit Jahrhunderten gewachsenen familiären, wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtungen allerdings nicht aufgelöst. Für lange Zeit fand ein nahezu unkontrollierter Personen- und Warenverkehr zwischen den beiden Ländern statt. Auch heute spielen soziale Netzwerke beiderseits der Grenze eine wichtige Rolle, wenn sich Mexikaner entscheiden, in die USA auszuwandern. Die Nachfrage nach billigen Arbeitskräften in den USA ist im Vergleich zu Mexiko auf einem dauerhaft hohen Niveau und die Löhne sind um einiges höher. Ohne diese Migrantinnen und Migranten ohne Papiere würden ganze Wirtschaftszweige in den USA zusammenbrechen und doch sind sie gezwungen, unter prekären Bedingungen zu leben, in der ständigen Angst, abgeschoben zu werden.

Im Zuge des nordamerikanischen Handelsabkommens NAFTA 1994 und nach den Anschlägen vom 11. September 2001 begannen die USA den Grenzverlauf zu befestigen. Auf über 1.000 Kilometern verhindert heute

eine hochmoderne Zaunanlage, dass Menschen irregulär in die USA gelangen. Ergänzt wird das System durch bewaffnete Patrouillen zu Land, Wasser und in der Luft, Kameras, Hunde und Bewegungssensoren. Die Aufrüstung der Grenze hat bislang jedoch nicht dazu geführt, dass weniger Menschen sich auf den Weg in die USA machen. Die Reise ist aber gefährlicher geworden. Die Routen führen mittlerweile durch die Wüste und die Migration wird immer mehr von kriminellen Banden kontrolliert. Auf der tausende Kilometer langen Reise von Zentral- oder Südmexiko bis an die Nordgrenze drohen den Migrantinnen und Migranten Raubmord, Vergewaltigungen, Entführungen und der Tod durch Ertrinken oder Dehydrierung. Jedes Jahr kommen tausende Menschen ums Leben oder verschwinden spurlos und trotzdem machen sie sich auf den Weg.

3. Canal 7 – Hospitanz beim staatlichen Rundfunk von Jalisco

Meine Praktikumsstelle ist nicht einmal drei Kilometer von meiner WG entfernt. Da mir der Jetlag und die lange Reise in Flugzeug und Bus noch in den Knochen stecken, entschieße ich mich, zu Fuß zu gehen. Das Kolonialgebäude mit der etwas mitgenommenen Fassade, in dem ich die nächsten Wochen unterkomme, liegt nicht weit vom historischen Stadtkern Guadalararas. Mexikos zweitgrößte Stadt bewahrt sich trotz der über vier Millionen im Großraum angesiedelten Einwohner einen kleinstädtischen Charme. Die meisten Gebäude in den schmalen Einbahnstraßen sind nicht höher als zwei Stockwerke. Auf den schmalen Bürgersteigen spenden Orangenbäume ein wenig Schatten. Trotzdem ist Vorsicht geboten. Autos und Busse rasen mit hoher Geschwindigkeit durch die engen Gassen und als Fußgänger steht man ganz unten in der Hierarchie. Unachtsamkeit kann hochgefährlich sein und keinesfalls sollte man versuchen, sein vermeintliches Recht einzufordern, etwa vor einem Rechtsabbieger die Straße zu überqueren. Zebrastreifen haben wie im übrigen Lateinamerika keinerlei Funktion. Als Schlagadern des dichten Verkehrs durchteilen mehrspurige Avenidas die Stadt, grenzen die verschiedenen Viertel voneinander ab und geben ein wenig Orientierung.

Die Zentrale von Canal 7 liegt in einem mehrstöckigen Gebäude aus Beton und Glas an der vierspurigen Avenida México, die das Stadtzentrum mit dem touristischen Vorort Zapopan verbindet. Am Empfang bekomme ich ein eingeschweißtes Kärtchen, das mich als Praktikant ausweist und werde in den fünften Stock geschickt. In einem Eckbüro mit einem atemberaubenden Blick auf das Häusermeer der Stadt sitzt Gabriel Barreto und hackt in sein Notebook. Gabriel ist bei Canal 7 für die Koordinierung des Programms zuständig. Er hat den Überblick darüber, was wann wo gesendet wird und ist

manchmal auch bei Vor-Ort-Produktionen dabei. Für die nächsten Wochen ist er mein Ansprechpartner hier. Wie erwartet, ernte ich erst einmal einen ungläubigen Blick, als er erfährt, dass ich hierher gelaufen bin. Gabriel bietet mir einen Stuhl und einen Kaffee an und wir besprechen, welche Möglichkeiten es für mich gibt, im Programm mitzuarbeiten. Er ist sehr interessiert an einem Erfahrungsaustausch, will wissen, wie meine Meinung zum Programm ist und wie Journalisten in Deutschland arbeiten. Wir entscheiden, dass ich in den kommenden Wochen bei den Nachrichten, der Kultursendung „Elementos“, dem Musikprogramm „Rock por la vida“ und dem Kulturreisemagazin „De Kiosko en Kiosko“ mitarbeiten soll. Dann bekomme ich eine Tour durchs Haus. C7 Jalisco oder einfach Canal 7 ist der Name des TV- und Radiosenders des Sistema Jalisciense de Radio y Televisión, dem staatlichen Rundfunk des Bundesstaates Jalisco. Den Kontakt zum Sender habe ich über einen Kollegen von der Deutschen Welle, die mit C7 kooperiert, bekommen. Neben der Hauptstelle in Guadalajara gibt es noch ein Büro in Puerto Vallarta an der Pazifikküste. Wie die öffentlich-rechtlichen Programme in Deutschland sieht es C7 als seine Aufgabe, den Bürgern von Jalisco eine Grundversorgung an Nachrichten und Kulturprogrammen zu bieten. Auf sechs Stockwerken werden in mehreren Studios lokale Live-Nachrichten, Gesprächsformate und Kultursendungen für TV und Radio produziert. Da die Journalisten nicht auf Agenturmaterial zugreifen können, sind die wichtigsten Informationsquellen die sozialen Medien und persönliche Kontakte.

3.1 Unterwegs mit dem Polizeireporter

Nachdem ich zigmal von verschiedenen Leuten ungefragt Sätze wie „Da passiert schon nichts“ und „Bei dem bist du sicher“ mit auf den Weg bekommen hatte und die Nachrichtenchefin uns die Worte „Bring ihn mir gesund zurück“ in den Aufzug hinterher rief, war mir schon ein wenig mulmig. Luis Alberto Fuentes gilt bei seinen Kollegen als eine Art Draufgänger und er kokettiert mit diesem Ruf. „Heute sind nur zwei Interviews geplant, scheint ein ruhiger Tag zu werden. Aber man weiß das nie. Kann sein, dass wir plötzlich eine Nachricht bekommen und dann die schussicheren Westen anlegen müssen“, sagt Luis, während wir gemeinsam mit dem Kameramann Richtung Zentrum fahren. So ganz weiß ich nicht, ob ich es ernst nehmen oder als Affektiertheit abtun soll, denn Luis hat immer dieses selbstsichere Grinsen im Gesicht, wenn er von gefährlichen Einsätzen erzählt. Kein Zweifel, Lokalreporter in Guadalajara sind regelmäßig mit einem anderen Niveau an Kriminalität konfrontiert, als Journalisten in Deutschland. Luis sitzt auf dem Beifahrersitz und erzählt von Schießereien, Banküberfällen und sogar

Bombenanschlägen. Auch wenn sich die Drogenkartelle in Guadalajara in letzter Zeit wieder ruhiger verhalten, kann er jeden Tag in lebensgefährliche Situationen kommen. Sein flüchtiges Schmunzeln sagt mir, dass er das zumindest ein wenig genießt. Ich muss zugeben, dass auch ich den Gedanken spannend finde, Luis bei einer solchen Berichterstattung zu begleiten, um gleich im nächsten Moment zu denken, was für ein völlig überflüssiges Risiko ich da eingehe.

Wir fahren gerade eine breite Avenida hinab, als Luis dem Kameramann am Steuer auf die Schulter klopft. Auf der anderen Seite der Straße, in der Einfahrt eines großen Hotels, hat er ein ihm bekanntes Gesicht entdeckt: Den Vorsitzenden der Studierendenschaft der Universität von Guadalajara. Blitzschnell links eingeordnet, ein U-Turn und wir stehen quer auf dem Bürgersteig vor dem Hotel. Mit großen Schritten und breitem Grinsen schneidet Luis dem jungen Mann den Weg ab, während wir Kamera, Stativ und Mikrofon aus dem Kofferraum holen. Die weißen Schutzwesten lassen wir drinnen liegen. Luis befragt den Studentenführer zu einer Unterstützungskampagne, die die Studierenden für ein kleines Mädchen ins Leben gerufen haben, das Opfer eines Verkehrsunfalls geworden war und vergeblich auf eine zugesagte staatliche Unterstützung wartet. Drei Minuten später sitzen wir wieder im Auto und fahren zügig zurück zum Sender. Luis gibt das Filmmaterial bei einem Cutter ab, der einen kurzen Beitrag zusammenschneidet. Dann setzt er sich in das Großraumbüro, in dem die anderen Reporter die aktuelle Nachrichtensendung produzieren und schreibt schnell einen kurzen Text, den er direkt danach in einem nicht isolierten Glaskasten selbst einspricht. Nach etwa zwanzig Minuten sind wir auch schon wieder auf der Straße. Der Bericht wird nun noch von der Nachrichtenchefin abgenommen und läuft dann in einer der nächsten Sendungen. Manchmal schaut auch der Chefredakteur nochmal auf die Texte, je nach Thema. Luis ist über die Einmischung in die redaktionellen Abläufe nicht sonderlich glücklich. Mit jeder neuen Regierung im Bundesstaat kommt auch ein neuer Chefredakteur an die Reihe. „Es kommt schon mal vor, dass ein regierungskritischer Bericht nicht gesendet wird“, sagt Luis.

Wir halten auf dem Parkplatz einer Oxxo-Filiale, einem Minisupermarkt mit dem Charme und der Ausstattung einer Tankstelle, wie es sie in Mexiko in jedem Block gibt. Wir holen uns einen dünnen Kaffee auf die Hand, stellen uns neben das Auto und warten – wir müssen aussehen, wie die Klischee-Streifenbullen aus einer US-Fernsehserie. Luis fängt an zu erzählen, wie er als Teenie in die USA migriert ist – ohne Papiere über den Strand von Tijuana nach San Diego. Wie alle seine Geschichten gibt es auch hier keinen Kontrollverlust, keine Angst, Heimweh, Hunger oder Verzweiflung. Alles nur ein unterhaltsames Katz und Maus-Spiel mit der Migra, der US-Ein-

wanderungspolizei, sagt er und grinst. Dann zückt er sein Smartphone. Eine Kurznachricht: Termin und Ort für unser eigentlich geplantes Interview. In einem exklusiven Club ein paar Autominuten entfernt, findet die feierliche Verleihung der Aufenthaltsgenehmigungen an Mitglieder der spanischen Gemeinde von Guadalajara statt. Wie bei einer Pressekonferenz sitzen die Damen und Herren in Anzug und Kostüm vor drei Frauen in olivgrünen Uniformen. Nacheinander werden sie aufgerufen, gehen nach vorne und holen sich unter Applaus ihre Papiere ab. „Pass bloß auf, dass die dich nicht deportieren“, flüstert Luis mir zu, während er breit lächelnd auf eine der Frauen von der Einwanderungsbehörde zugeht. Die beiden kennen sich bereits. Der Reporter pflegt seine Netzwerke. Auch jetzt versucht er gleich nach dem Interview charmant und beharrlich zugleich ein paar Zusatzinformationen aus der Dame herauszuleiern. Die kennt aber ihren Pappenheimer und wehrt mit einem ebenso selbstbewussten Lächeln ab.

Der zweite Interviewtermin führt uns mit dem Auto stadtauswärts, durch eine private Villensiedlung hindurch einen Berg hinauf. Knapp unterhalb des Gipfels kommen wir an ein alleinstehendes Gebäude. Ein Mann und eine Frau in Uniform stehen hinter einem massiven Metallzaun, beide sind schwer bewaffnet. In dem Bungalow befindet sich die Notruf-Leitzentrale von Jalisco. Hier werden sämtliche Notrufe des ganzen Bundesstaates angenommen und koordiniert. Der Chef sitzt hinter einem schweren Holztisch in dem einzigen Büro, das nicht von Kameras bewacht ist und erzählt, dass etwa 60 Prozent der Kapazitäten für Scherzanrufe draufgehen. An der Wand hängt eine Karte von Jalisco. In der Ecke steht ein Maschinengewehr. Ende der 1990er hat es hier mal einen Anschlag gegeben, deshalb die Sicherheitsmaßnahmen. Auch dieses Treffen ist ein Wiedersehen. Luis und der Kommandeur sind alte Schulfreunde. Luis lebt von seinen Kontakten, die ihm immer wieder gute Geschichten vermitteln. Eine Hand wäscht die andere. Aber man muss vorsichtig sein, wem man vertraut, sagt Luis. Das organisierte Verbrechen hat nicht nur staatliche Stellen, wie Regierungen, Polizei und Militär unterwandert. Es gibt auch Journalisten, die mit der Drogenmafia zusammenarbeiten und vertrauliche Informationen an die Kartelle weitergeben. Als wir wieder im Sender ankommen, soll sich Luis beim Direktor melden. „Mal schauen, was der wieder will“, sagt Luis und wieder hat er sein verschmitztes Lächeln im Gesicht.

3.2 „Elemento“ – Die Kulturnachrichten

Die kommenden Wochen verbringe ich mit den Kolleginnen und Kollegen von den Kulturnachrichten. Jetzt erlebe ich das, was Programmleiter

Gabriel gerne verbessert sähe. Die Reporter erfahren erst am Vorabend, welche Beiträge sie am nächsten Tag machen sollen: Eine Pressekonferenz in der Philharmonie, ein Interview mit einem Organisator der Buchmesse. Es gibt keine Langzeitplanung und wir müssen dementsprechend viel improvisieren. Als wir in der Philharmonie ankommen, wird gerade die Aufführung geprobt. Aufnahmen hätten wir allerdings vorher anmelden müssen, was nicht passiert ist. Ton ist meistens ein Desaster. Adrián, der Kulturreporter legt sein Mikro ohne Stativ auf den Tisch vor die mehr als zehn Schauspieler, Choreografen und Vertreter der Stadt. Eine Kollegin von einem anderen Sender legt das ihre auf einen der im Saal postierten Lautsprecher, um den Ton mitzuschneiden. Niemand benutzt das Mischpult, an das man problemlos ein Aufnahmegerät anschließen könnte. Wir haben einfach keines dabei. Mit ein wenig Planung hätten wir schöne Bilder von der Probe und guten Ton haben können. Auch bei der Kultur schreibt und spricht der Autor den Beitrag, während der Cutter unabhängig davon die Bilder irgendwie zusammenschneidet. Viele der Kulturreporter kommen vom Zeitungsjournalismus und wissen schlicht nicht, wie man einen TV-Beitrag schreibt. Der eingesprochene Text wird am Ende über die Bilder gelegt. Fertig.

3.3 Don Cornelio – Der Mariachi vom Reisemagazin

Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden begleite ich ein paar Mal die Kollegen des kulturellen Reisemagazins „De Kiosko en Kiosko“. In der Sendung geht Reporter Cornelio García auf Entdeckungsreise im gesamten Bundesstaat Jalisco. Jedes Mal wird ein anderer Ort mit seinen kulinarischen, historischen oder künstlerischen Besonderheiten vorgestellt. Früh morgens packen Luis Gerardo, Jair und ich die Kameras, Mikrokone und Stativ in einen Minivan in der Tiefgarage von Canal 7. Auf der Avenida México geht es Richtung Süden. Ziel ist Zapopan, der Ort an dem Guadalajara einst als kleine Siedlung gegründet wurde. Unterwegs holen wir Don Cornelio ab. „Ach, war das heute, ich habe vollkommen verschlafen“, ruft der betagte Herr mit dem schelmischen Lächeln aus dem Fenster auf die Straße hinaus. Mit seinem breitkrepfigen Hut und seiner ledernen Umhängetasche zwingt er sich zu uns auf den Rücksitz. Während wir noch versuchen wach zu werden, fängt Don Cornelio an, uns pausenlos Geschichten zu erzählen. Der Tonfall bei Don Cornelio ist immer der gleiche, egal ob er etwas Tragisches oder etwas Komisches erzählt. Er nimmt alles mit einer gewissen Ironie. Geboren ist er in einem kleinen Ort in Jalisco. Als er ein kleiner Junge war, mussten seine Eltern das Dorf wegen eines heftigen Streits verlassen. Cornelio wuchs in Kalifornien auf und studierte

Kunst. Später in seinem Leben verschlug es ihn nach England, Frankreich und seit ein paar Jahren lebt er wieder hier in Mexiko. Neben seinem Job beim Fernsehen macht er weiter Kunst und hat eine eigene Mariachi-Band. Die Mariachi-Musiker sind traditionell im Bundesstaat Jalisco beheimatet. In ihren reich mit silbernen Nietten verzierten Anzügen, Cowboystiefeln und den breitrempigen Sombreros treten sie in Gruppen von drei bis manchmal sogar zwanzig Mann bei Festen auf. Neben Gitarren, Trompeten und Geigen spielen die Mariachi die traditionelle regionale Tanzmusik auch auf typisch mexikanischen Instrumenten, wie den großen bauchigen Guitarrones und der fünfseitigen Vihuela. Don Cornelio hat das Rentenalter längst überschritten, aber ohne ihn ist „De Kiosco en Kiosco“ nicht zu denken. Als wir in Zapopan ankommen und durch den historischen Stadtkern mit seinen steinernen Kolonialbauten gehen, müssen wir alle paar Meter anhalten, weil jemand Don Cornelio die Hand geben oder ein Foto machen will: „Bitte, grüßen Sie doch meine Schwester in Kalifornien, die sieht ihre Sendung so gerne.“ Don Cornelio nimmt sich für jeden Zeit und immer wieder ergeben sich durch die Gespräche auch neue Ideen für Interviews. Wir lassen uns treiben. In der Markthalle interviewt Don Cornelio einen Standbetreiber, der Pulque verkauft, ein traditionelles Getränk aus vergorenem Mais. Das Team und ich verkosten ausgiebig. Auf der zentralen Plaza vor dem Dom lässt sich Don Cornelio die Schuhe polieren und erfährt etwas über die Geheimnisse der Schuhputzkunst. Zum Abschluss gibt es Birria, einen traditionellen Eintopf, den wir in einem rustikalen, zur Straße hin offenen, Restaurant zu uns nehmen. Don Cornelio lässt sich die verschiedenen Fleischstücke und Innereien erklären, die in einem großen Topf schmoren und die Familie des Betreibers freut sich darüber, dass ihr Laden ins Fernsehen kommt. Der Erfolg der Sendung liegt vor allem darin, dass die Menschen gerne sich und ihre Nachbarschaft im Fernsehen sehen und danach Don Cornelio auf der Straße die Hand schütteln können.

Zum Abschluss bittet Gabriel mich noch, einen eigenen Beitrag zu produzieren. Als Termin bekomme ich eine Kunstaussstellung in einer nahe gelegenen Galerie, die bereits vor zwei Wochen eröffnet wurde. Keine sehr dankbare Aufgabe für einen Fernsehbeitrag. Aber ich will versuchen, das Beste daraus zu machen und mit dem Kameramann Víctor und Roberto, dem Cutter, bekomme ich ein super Team an die Seite gestellt. Víctor hat große Lust, endlich etwas abseits vom Tagesgeschäft zu machen. Ich mache eine Vorbesichtigung und bespreche mit dem Galeristen, wie wir die Ausstellung und die interessante Architektur des Gebäudes am besten nutzen können. Am nächsten Morgen packen Víctor und ich den Van. Wir drehen mit einer Spiegelreflexkamera und nehmen auch einen Dolly, eine Schiene für ruckelfreie Kamerafahrten, mit. Wir wollen uns etwas mehr Zeit neh-

men, als bei den übrigen PK-Drehs. Als wir ankommen, empfangen uns der Galerist und der Künstler. Ansonsten nur statische Ausstellungsstücke, Bilder, Installationen. Ich überzeuge den Künstler, eine Performance zu wiederholen, die am Tag der Eröffnung stattfand. Zu laut dröhnenden Choralgesängen von einer Aufnahme, die in einem alten Röhrenfernseher im ersten Ausstellungsraum läuft, führt er mit Kapuze und Eisenketten an den Füßen eine Art Totentanz auf. Dafür klettert er auf ein etwa zwei Meter hohes, hölzernes Podest, auf dem ein Galgen aufgestellt ist. Mit Spiegelreflex und Dolly macht Víctor tolle Bilder und ich muss ihn nicht überreden, etwas länger zu bleiben. Zurück im Sender, setze ich mich gemeinsam mit Roberto an einen Computer und wir beginnen mit dem Schnitt. Als ich dann den Text auf Spanisch eingesprochen habe ist es 22:30 Uhr. Es war ein langer Tag, aber es hat Spaß gemacht und mit dem Ergebnis sind wir alle drei zufrieden.

4. Fm4-Paso Libre – Unterstützung für Migranten auf der Durchreise

Mit einem lauten Rattern schiebt Santiago Aguilar den schweren metallenen Rollläden nach oben und schließt die dahinter liegende Gittertür auf. Gemeinsam mit etwa zehn jungen Frauen und Männern betritt er das fensterlose Erdgeschoss der Migrantenherberge. Die freiwilligen Helfer machen sich sofort in Zweiergruppen an die Arbeit. Im hinteren Teil des Raumes sortieren sie Kleiderspenden in zwei große Metallregale ein und stellen kleine Päckchen mit Medikamenten und Hygieneartikeln zusammen. In zwei gläsernen, etwa drei Quadratmeter großen Kabinen werden die PCs hochgefahren. Im oberen Stock wird Mittagessen gekocht – Reis, Bohnen und Tortillas. Seit vier Jahren ist Santiago bei dem Verein Fm4 Paso Libre für die Koordinierung der humanitären Freiwilligenarbeit zuständig. Ein Teil des Projekts ist das Centro de Atención al Migrante, kurz CAM. Migranten auf der Durchreise in die USA können sich hier tagsüber ausruhen. Sie bekommen etwas zu essen, frische Kleidung und können sich duschen. Bei Bedarf wird auch medizinische Hilfe und juristischer Beistand vermittelt. Der Verein lebt vom persönlichen Engagement von Studierenden, privaten Spenden und einer eigenen Stiftung, erklärt Santiago. Neben der humanitären Direkthilfe betreibt Fm4 auch wissenschaftliche Studien und Öffentlichkeitsarbeit. Ziel ist es, auf die Situation der Migrantinnen und Migranten aufmerksam zu machen und Vorurteile in der Bevölkerung abzubauen. Der Verein richtet sich dabei gezielt an gesellschaftliche Akteure wie Politiker, die Kirche und die Medien, aber auch an Schüler und die unmittelbare Nachbarschaft der Herberge. „Migranten werden von der Politik und auch von den Medien meist als Sicherheitsproblem dargestellt. Dadurch werden sie stigmatisiert

und kriminalisiert. Wir wollen erreichen, dass die Gesellschaft das Phänomen unter dem Aspekt der Menschenrechte betrachtet.“ Für Santiago Aguilar fängt die Problematik bei Begriffen an. Wenn von den Menschen als „Illegalen“ gesprochen wird, rückt man Migranten in die Nähe von Kriminellen. Auf lange Sicht kämpft Fm4-Paso Libre dafür, dass das Menschenrecht auf Freizügigkeit innerhalb Mexikos für alle Menschen gilt, unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft und dass die persönliche Sicherheit der Migrantinnen und Migranten garantiert wird. Auch beim Asylrecht müsse nachgebessert werden. „Mexiko war im Laufe seiner Geschichte Zufluchtsort für Menschen, die vor Diktaturen in Europa und Südamerika geflohen sind. Heute wird den Menschen, die vor der Gewalt aus Zentralamerika fliehen, dieses Recht nicht gewährt“, kritisiert Santiago.

4.1 La Bestia – Auf dem Güterzug Richtung Norden

Draußen vor der schwarzen Gittertür haben sich nach und nach eine Handvoll Menschen eingefunden. Fast alle haben eine zusammengerollte Wolldecke und einen kleinen Rucksack bei sich. Der Blick ist meist starr auf den Boden gerichtet, die Augen sind klein und gerötet von der Erschöpfung und dem kühlen Fahrtwind. Einige von ihnen sind schon seit Wochen unterwegs. In Südmexiko sind sie auf einen Güterzug aufgesprungen und über die Hauptstadt Mexiko D.F. und Irapuato nach Guadalajara gelangt – so wie es jedes Jahr Zehntausende andere Migranten tun. Ihre Jeans sind von der langen Reise zerschissen, die Turnschuhe abgewetzt. Über 4.000 Kilometer sind es auf der westlichen Route von Tapachula an der guatemaltekischen Grenze bis nach Norden in die USA. Als vor ein paar Jahren die Gewalt an der Golfküste und in den zentralen Bundesstaaten zunahm, haben immer mehr Migranten sich für die westliche Route, entlang des Pazifik und über Guadalajara entschieden. Sie beginnt im Süden bei Tapachula und Tenosique, an der Grenze zu Guatemala und endet bei Mexicali, Nogales und Tijuana an der Grenze zu den USA. Der größte und schwierigste Teil liegt noch vor ihnen.

Die kleine Gasse, in der die Herberge liegt, ist durch eine hohe mit Stacheldraht bewehrte Mauer von den Bahngleisen getrennt. Entlang der mit buntem Graffiti bemalten Mauer haben Menschen Zelte aus Plastikplanen und kleine Hütten aus Pappe, Holz und Blech errichtet. In den letzten Jahren sind es immer mehr geworden, sagt Santiago. Die Armen hoffen, ab und zu etwas Essen oder Kleidung von den Betreibern des Migrantenzentrums zu bekommen. Manche machen Tauschgeschäfte mit den Durchreisenden. Am Bahnübergang an der nächsten Kreuzung ist die Mauer zwar unterbrochen, Gittertore und privates Wachpersonal verhindern aber den Zugang zu den

Gleisen. Innerhalb der Stadt ist ein Großteil der Gleisanlagen, die nur noch von kommerziellen Güterzügen und einem Touristenzug befahren werden, eingezäunt. Für die Migranten ist es hier so gut wie unmöglich, auf- oder abzuspringen. Es sei denn, sie haben das Geld, einen Wachmann zu bestechen. Etwa zehn Kilometer vor der Stadt bei Las Juntas macht die Strecke eine leichte Kurve und der Zug verlangsamt seine Fahrt leicht. Hier nutzen die Migranten ihre Chance und springen von den fahrenden Zügen ab. Häufig verletzen sie sich schwer, viele verlieren sogar Arme und Beine. Außerdem gibt es besonders an diesen Orten kriminelle Banden, die in den schutzlosen Migranten eine lukrative Einnahmequelle entdeckt haben. Neben Hunger, Dehydrierung und Unfällen drohen auf der Fahrt also auch Raubüberfälle, Entführung und Erpressung. Schätzungen von Menschenrechtsorganisationen gehen davon aus, dass jedes Jahr 18.000 Migranten entführt werden. In vielen Fällen wird die Telefonnummer der Familienangehörigen unter Folter herausgepresst, um dann ein Lösegeld zu fordern. Die Drogenmafia erwirtschaftet allein dadurch jedes Jahr etwa 50 Millionen US-Dollar. Weil die zurückgebliebenen Familien das Lösegeld in der Regel nicht aufbringen können, wenden sich die Entführer oftmals an den Teil der Familie, der in den USA versucht, sich ein besseres Leben zu erarbeiten. Die Reise mit La Bestia, wie der Zug auch genannt wird, hat schon für viele den Tod bedeutet. Immer wieder sind in Mexiko Massengräber mit Menschen gefunden worden, die auf dem Weg Richtung Norden waren. Seit Beginn des Drogenkriegs 2006 sind um die 80.000 Migranten „verschwunden“. Mädchen und Frauen sind dabei zusätzlichen Gefahren ausgesetzt. Neun von zehn Migrantinnen, sagt Santiago, werden auf der Reise sexuell missbraucht oder vergewaltigt, viele werden entführt und als Sex-Sklavinnen verkauft.

In der Herberge angekommen, werden die Migrantinnen und Migranten zunächst interviewt: Die Freiwilligen fragen sie unter anderem, warum sie die Reise angetreten haben, ob sie Opfer von Kriminellen geworden sind, ob sie Medikamente oder Kleidung benötigen oder sogar weiter gehende medizinische oder juristische Unterstützung in Anspruch nehmen wollen. Außerdem geben sie den Reisenden Informationen über die Strecke, die noch vor ihnen liegt. Manche Migranten sind sich nicht bewusst, wie viele tausend Kilometer sie noch vor sich haben und welche Gefahren noch drohen können. Auch welche Rechte sie haben, wenn sie von der Polizei oder der Einwanderungsbehörde aufgegriffen werden, bekommen sie von den Freiwilligen von Fm4 mitgeteilt. Das hat Santiago und seinen Kollegen schon mehrmals den fraglos absurden Vorwurf eingebracht, sie würden die Zunahme der Migration befeuern. Durch die Interviews hat der Verein über die Jahre hinweg eine beachtliche Menge an Daten gesammelt, die das Ausmaß und die Entwicklung der Migration, der humanitären Probleme und der

Menschenrechtsverletzungen dokumentieren. Jeden Tag kommen Durchreisende im Centro de Atención al Migrante vorbei. Manchmal sind es nur zwölf, an anderen Tagen waren es schon siebzig, erzählt Santiago. Wer schon länger keinen Kontakt zu seiner Familie hatte, darf zu Hause anrufen. Die Neuankömmlinge werden mit neuen Klamotten, eventuell Medizin und Hygieneartikeln versorgt.

Im ersten Stock ist inzwischen das Mittagessen fertig. Dante sitzt an einem der langen Tische unter dem Vordach und lässt sich eine Portion Tacos schmecken, seine rote Schirmmütze hat er nach hinten gedreht. Er ist schon über sechzig Jahre alt und auf dem Weg nach Norden. Er macht die Reise schon zum zweiten Mal. Neun Monate hat er in den USA gelebt und gearbeitet, als die Migra, die Einwanderungsbehörde, ihn erwischte und deportierte. Er kommt aus einem kleinen Dorf in dem armen Bundesstaat Guerrero. „Wir sind Bauern, wir bauen Bohnen und Mais an, aber die Firmen, die uns die Ernte abkaufen zahlen kaum noch etwas dafür.“ Die meisten aus seiner achtköpfigen Familie sind nach und nach in die USA ausgewandert. Erst der älteste Bruder, dann der Nächste. Zurückgeblieben sind die Eltern und ein paar Kinder. „Mein Bruder schickt ab und zu ein wenig Geld an seine Familie, zwischen 300 und 400 Dollar.“ In ein paar Tagen will es Dante mit dem Zug bis an die Grenze schaffen. „Meine Familie holt mich in Tecate ab und bezahlt einen Coyoten, der mich über die Grenze in die USA bringt.“ Den ersten Rückschlag hat er bereits erlebt, als er in der Hauptstadt Station machte. „Die haben mir alles weggenommen, sogar meine Turnschuhe. Ich habe gesagt ‚nehmt ruhig alles, aber bringt mich nicht um.‘“

4.2 Auf der Flucht vor der Gewalt in Zentralamerika

Armut oder die Aussicht auf ein finanziell besseres Leben ist längst nicht für alle die Hauptmotivation, sich auf die lebensgefährliche Reise in die USA zu machen. Ein großer Teil der Durchreisenden kommt mittlerweile aus Zentralamerika. Die meisten sind junge Leute aus Honduras, Guatemala, El Salvador und Nicaragua, die vor der Gewalt dort fliehen. So wie Carlos aus El Salvador. Zusammen mit einer Freundin und einem Freund versucht er nach Norden zu kommen. Seine beiden Begleiter waschen gerade ihre Klamotten in einem Metallbecken neben dem Duschaum. Zu Hause in El Salvador war Carlos mit gerade einmal neun Jahren Mitglied in einer Jugendbande geworden. Eine wirkliche Wahl habe er nicht gehabt, sagt er: „Wenn du nicht mitmachst, bedrohen sie dich und deine Familie.“ Um ihre Kinder vor dem Zugriff der Maras, der für ihre Brutalität berühmten Jugendgangs, zu schützen, haben in den vergangenen Jahren Fami-

lien aus Zentralamerika zehntausende Kinder alleine in die USA geschickt. Mit fünfzehn musste Carlos für fünf Jahre ins Gefängnis. Als er wieder raus kam, hatte er genug von dem Gangleben und entschloss sich, das Land zu verlassen. „In El Salvador kann ich nicht leben, wegen der Gang und wegen der Polizei. Mit meinen Tätowierungen erkennt mich jeder gleich als Gangmitglied. Niemand wird mir einen Job geben.“ Carlos Antonio will erst einmal bis an die Grenze kommen. Dann sieht er weiter. Er ist sich sicher, er wird das Geld schon zusammen bekommen, das er braucht, um auf die andere Seite zu kommen.

Als die Sonne langsam untergeht, packen die Migranten ihre wenigen Sachen zusammen. Sie verabschieden sich von den Freiwilligen und machen sich auf den Weg. Sie haben noch einen langen Fußweg vor sich, aus der Stadt hinaus, dahin, wo die Bahnstrecke nicht mit Zäunen und Mauern gesichert ist. Hier gibt es ein paar Stellen, an denen der Zug seine Fahrt verlangsamen muss, wegen einer Kurve oder einer Steigung. Dort wollen sie versuchen, aufzuspringen und ein Stück weiter Richtung Norden zu kommen. Gemeinsam mit meinem Kollegen Luis Alberto Fuentes von C7 fahre ich raus ins Industriegebiet. Die Gleise liegen hier direkt neben der Straße, es gibt keinen Zaun. Schon aus dem Auto heraus sehen wir Männer, die alleine oder in kleinen Gruppen mit einem kleinen Päckchen auf dem Rücken die Schienen entlang aus der Stadt hinaus wandern. An einer Stelle, an der die Strecke eine Kurve macht, halten wir. Neben den Schienen, unter einer Gruppe Bäume, hat Julio César gemeinsam mit zwei Begleitern sein Lager aufgeschlagen. Auf einer ausgebrannten Feuerstelle liegt eine kleine leere Pfanne, in der die Männer ihr Abendessen zubereitet hatten. Der ältere Herr aus El Salvador kampiert schon seit fünf Tagen hier. Drei Stunden lang ist er aus Guadalajara hinaus gelaufen, bis er nicht mehr konnte. Er will nach Tijuana und von dort aus weiter in die USA. Aber bislang hat er keinen Erfolg: „Der Zug bremst einfach nicht genug ab. In meinem Alter habe ich nicht genug Kraft in den Armen und den Beinen, um aufzuspringen.“ Julio César lebte fünfzehn Jahre in den Vereinigten Staaten, bis er eines Tages abgeschoben wurde. Jetzt will er wieder nach Norden – trotz seines Alters. Von El Salvador aus ist er durch Guatemala gereist und bei Ciudad Hidalgo über die Grenze nach Mexiko. Von dort aus ging es Stück für Stück über Tapachula, durch die Bundesstaaten Chiapas und Oaxaca bis nach Jalisco. Immer wieder verlor er wertvolle Tage, wenn er es an manchen Orten nicht gleich schaffte, den Zug zu erwischen. Zwei Monate ist er schon unterwegs und er hat kein Geld mehr. „Die Bundespolizei hat mir mein Geld abgenommen. Da kann man nichts machen, es sind ja schließlich Polizisten.“ Der alte Mann hat Tränen in den Augen, aber er lässt sich nicht beirren, er will weiterreisen. Um halb fünf nachmittags ist der erste Zug vorbeigekommen. Bei

dem hat es Julio César nicht geschafft aufzuspringen. Um halb neun abends kommt der Nächste. Er will es solange versuchen, bis er es schafft. Ein Zurück gibt es für ihn nicht.

5. Mixtlán – Ein Dorf am Tropf der Migranten

Alfredo Topete sitzt am Steuer seines Geländewagens und versucht mit konzentriertem Blick eine Orange zu schälen, während wir die Landstraße von Guadalajara aus Richtung Pazifikküste rasen. Am Rückspiegel baumelt ein Anhänger mit einem Kruzifix. Egal, wem ich in Guadalajara davon erzählt habe, dass ich nach Mixtlán fahren will, niemand konnte etwas mit dem Namen anfangen. Der pensionierte Arzt Alfredo Topete ist in dem kleinen Dorf in der Sierra Occidental aufgewachsen. Wie viele ist er schon als Jugendlicher dort weggegangen. Aber wie viele kommt er auch gerne dorthin zurück. Seit Jahren engagiert er sich dort in der Partei Movimiento Ciudadano. Das Rennen um den Posten des Bürgermeisters vor ein paar Jahren hat er zwar verloren, aber er ist zuversichtlich, dass es bei der nächsten Wahl klappt. Die Unzufriedenheit der Mexikaner mit der amtierenden Regierung ist so groß wie lange nicht mehr.

Die Sonne geht gerade unter, als wir in Mixtlán ankommen. Die Straßen sind leer und nur spärlich beleuchtet. Am Rand der zentralen Plaza warten Taco-Verkäuferinnen vergeblich auf Kunden. Ein paar ältere Herren sitzen vor einer Kneipe und vertreiben sich die Zeit mit Domino. Kinder spielen Ballerspiele auf zwei Spielautomaten, die unter den Arkaden der angrenzenden Häuser aufgebaut sind. Außer ein wenig Landwirtschaft gibt es hier nicht viel Arbeit, sagt Alfredo Topete. Manche pendeln in die nächstgrößere Stadt, um dort auf dem Bau zu arbeiten. Die meisten Menschen hier aber leben von dem Geld, das ihnen ihre Verwandten aus den USA schicken. In den letzten Jahrzehnten sei das Dorf um etwa ein Fünftel geschrumpft. Wer kann, geht hier weg, entweder in die nächste große Stadt oder eben nach Norden, in die USA.

Viele der Menschen, mit denen ich ins Gespräch komme, haben zehn, zwanzig, manchmal vierzig Jahre in den USA gelebt und gearbeitet, oder haben zumindest Familie dort. Efraín González Rubio ist bereits 1958 in die USA ausgewandert. Damals war er siebzehn. Sein Vater wartete bereits in Kalifornien auf ihn. Er arbeitete auf dem Bau und sparte das Geld für die Familie in Mixtlán. Die lebte auf einem kleinen Bauernhof außerhalb des Dorfes, aber das Geld, das mit der Landwirtschaft zu verdienen war, reichte kaum zum Überleben, sagt Andrés. Mehrmals war der Vater von der Migra,

wie die Mexikaner die US-Einwanderungsbehörde nennen, erwischt und abgeschoben worden. Aber dann schaffte er es, eine Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis zu bekommen und sogar seinen Sohn nachzuholen. Damals war das alles einfacher, als heute, erzählt Andrés: „Wenn die Migra meinen Vater erwischte und abschob, war er am nächsten Tag wieder drüben.“ Andrés machte den Fehler, nicht lange genug in den USA zu bleiben. Damit erlosch sein Anspruch auf eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Aber er ging wieder in die USA, um dort zu arbeiten, ohne Papiere, für zweiundzwanzig Jahre. Mit dem Geld, das er verdiente, konnte er sich und seiner Familie in Mixtlán ein wenig Land kaufen, Rinder züchten und Mais und Bohnen anbauen. Vor 14 Jahren ist der heute Dreiundsiebzighährige in seinen Geburtsort zurückgekehrt, um hier seinen Lebensabend zu verbringen. „Wenn du alt bist, dann wollen sie dich in den USA nicht mehr, weil du dann zu nichts mehr nütze bist.“ Vor allem aber habe er das Leben auf dem Land vermisst. Seine Mutter, Söhne und Töchter sind in den USA geblieben. Viel habe sich in Mixtlán in den letzten fünfzig Jahren nicht verändert, sagt Andrés: „Die Straßen und die Plaza haben sie erneuert, aber das Dorf wächst ja nicht viel, weil so viele Leute hier in die USA auswandern.“

6. Plan Frontera Sur – Die Aufrüstung der Südgrenze

Auf dem letzten Streckenabschnitt nach Tapachula, nahe der Grenze zu Guatemala hält der Reisebus immer wieder an. Ein bis zwei Uniformierte mit Maschinenpistole steigen ein, grüßen den Fahrer und lassen ihre Blicke durch den Innenraum schweifen. Dann gehen sie die Sitzreihen ab, verlangen von dem einen oder anderen Fahrgast sich auszuweisen. Die Fahrt geht weiter. Ab und zu führt die schmale Landstraße durch kleine Dörfer, dann geht es wieder durch die spärlich bewohnte, tropische Landschaft des süd-mexikanischen Bundesstaates Chiapas.

Der von großer Armut geprägte Staat Chiapas ist der Weltöffentlichkeit vor zwanzig Jahren bekannt geworden. Damals wehrte sich eine Bewegung indigener Bauern mit dem Namen Ejército Zapatista de Liberación Nacional – EZLN (Zapatistisches Heer der Nationalen Befreiung) gegen die für sie verheerenden Folgen des Handelsabkommens NAFTA, das der mexikanische Staat mit den USA und Kanada geschlossen hatte. Der Preisdruck auf landwirtschaftliche Güter raubt auch heute noch vielen Kleinbauern die Lebensgrundlage und treibt sie in die städtischen Armenviertel oder nach Norden in die USA.

Die Straße führt vorbei an Feldern mit Mais und Zuckerrohr und immer wieder an Kontrollposten von Bundespolizei, Zoll, Migrationsbehörde und

Militär. Sie sind Teil des sogenannten Plan Frontera Sur, dem 2014 gestarteten Plan Südgrenze. Die mexikanische Regierung unter Präsident Enrique Peña Nieto will die Migrationsbewegungen an der 2.000 Kilometer langen Südgrenze zu Guatemala und Belize stärker kontrollieren. Jeden Tag pendeln Guatemalteken und Mexikaner zu Tausenden über informelle Übergänge zwischen den Ländern, um zu arbeiten und Waren zu verkaufen. Für diese Menschen soll es jetzt spezielle Ausweise mit einer zeitlich beschränkten Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung geben. Die Kontrollposten sollen „Dienstleistungszentren für Migranten“ heißen. Die Initiative legt bei ihrer Außendarstellung viel Wert darauf, den Anschein zu erwecken, es gehe um humanitäre Hilfe, nicht um die Abwehr von Flüchtlingen und anderen Arbeitsmigranten. Ein wesentliches Ziel des Plan Frontera Sur ist es, die Zehntausenden Migranten aus Zentralamerika, die jedes Jahr versuchen durch Mexiko in die USA zu gelangen daran zu hindern, mit dem Güterzug La Bestia Richtung Norden zu fahren. Laut Regierung sollen die bei der Zugfahrt drohenden Verletzungen und Todesfälle eingedämmt und ein besserer Schutz der Migranten vor dem Organisierten Verbrechen gewährleistet werden. Menschenrechtsorganisationen kritisieren, es gehe schlicht darum, den Migranten eins ihrer wichtigsten Transportmittel zu nehmen, sie auf diese Weise schon an der Südgrenze abzufangen und in ihr Herkunftsland zu deportieren. Die vermehrten Kontrollen auf den Landstraßen haben jedenfalls zur Folge, dass die Menschen sich nun noch abgelegene und damit gefährlichere Routen suchen. Mit dem Plan Frontera Sur hat sich die US-Grenze durch ganz Mexiko bis hin zur Grenze nach Guatemala ausgeweitet.

6.1 Paso del Coyote – Im Schlauchboot über die Grenze

Tapachula ist nicht zuletzt wegen seiner Lage unweit der Pazifikküste und seiner Grenznahe das wichtigste Wirtschaftszentrum von Chiapas. Von hier sind es nur zwanzig Kilometer bis nach Guatemala. Wegen der vielen Menschen, die vor der Gewalt in Zentralamerika fliehen, ist die Stadt in den letzten Jahren enorm gewachsen. Etwa eine halbe Stunde dauert die Fahrt im Minibus von Tapachula aus in die Grenzstadt Ciudad Hidalgo. Ein junger Mann ruft die Namen, der auf der Strecke liegenden Orte aus dem offenen Fenster hinaus. Alle paar hundert Meter halten wir, die Schiebetür wird aufgestoßen und neue Fahrgäste steigen zu. Die Gegend um die zentrale Plaza der Kleinstadt herum ist voller Leben. An Ständen werden Süßigkeiten und Feuerwerkskörper verkauft. Bis Silvester sind es nur noch wenige Tage. Kleinbusse mit Reisenden aus Tapachula und aus den umliegenden Dörfern kommen an und fahren mit neuen Fahrgästen wieder ab. Transporter wer-

den mit Kisten beladen. Eine Gruppe Rikscha-Fahrer ruht sich im Schatten der Bäume am Rand der Plaza quer auf den Sitzen ihrer Dreiräder liegend von der Mittagshitze aus. Von der Plaza geradeaus Richtung Norden sind es nur wenigen Gehminuten bis zu dem mit Mauern und Zäunen gesicherten Grenzübergang. Ein blaues Schild mit der Aufschrift „Guatemala“ zeigt in eine enge von hohen Betonmauern gebildete Gasse hinein, durch den Fahrradfahrer und Fußgänger zielstrebig die Brücke ansteuern, die sie auf die andere Seite des Río Suchiate bringt. Nur ein paar Nebenstraßen weiter, den Fluss hinauf, gibt es weder Zäune noch Mauern. Am Ende einer Einbahnstraße führt eine breite rot und gelb bemalte Betonrampe die Uferböschung hinauf. „Bienvenidos a Paso del Coyote“ steht mit großen Buchstaben darauf geschrieben: Willkommen am Grenzübergang des Coyoten. Coyote werden Menschen genannt, die Migranten ohne Papiere auf Schleichwegen über die Grenze bringen. Das scheint hier jedoch nicht nötig zu sein. Der Fluss ist voll mit kleinen schwarzen Schlauchbooten aus Autoreifen, die Menschen und Waren für ein paar Pesos von der guatemaltekischen auf die mexikanische Seite bringen. Unten an der Rampe ist ein Kleinlastwagen mit großen weißen Kisten angekommen, die nun von mehreren eifrigen Helfern auf dem Kopf zum Ufer balanciert werden. Neben einem kleinen Unterstand steht bereits eine Palette Limonade bereit zum Transport. Der nur wenige hundert Meter breite Río Suchiate fließt ruhig dahin und ist nicht sonderlich tief und so können die Flöße sich mit langen Stangen am Grund abstoßen. Im Minutentakt landen die Boote am mexikanischen Ufer. Eine Handvoll Passagiere steigt aus, neue steigen zu, Kisten mit Waren werden zugeladen. Etwa dreihundert Meter flussabwärts sieht man die Autobrücke des offiziellen Grenzübergangs. Die Betreiber des kleinen informellen Logistikzentrums sind Guatemalteken. „Wir wechseln uns ab. Heute arbeiten wir hier und Morgen wieder die Mexikaner.“ Die Stadt lebt vom Handel mit dem nördlichen Nachbarn und ein großer Teil läuft informell ab. Die Straßen sind voller Läden, in denen Haushaltsartikel, Stoffe und Lebensmittel angeboten werden, die von der anderen Flussseite stammen. Auch für Menschen ohne Papiere ist Ciudad Hidalgo einer der wichtigsten Grenzübergänge. Richtig schwierig wird die Reise erst südlich des Río Suchiate. Wer den Kontrollen auf der Landstraße entgehen will, versucht gleich in Ciudad Hidalgo auf den Güterzug aufzuspringen. La Bestia fährt von hier aus über 4.000 Kilometer nach Norden an die US-Grenze. Für viele Migranten ist die Reise aber schon nach wenigen Kilometern vorbei.

6.2 Gestrandet in Tapachula

Martín sitzt in seinem Rollstuhl im baumbestandenen Innenhof der Albergue Jesús el Buen Pastor del Pobre y el Migrante, einer Krankenstation für Migranten am Stadtrand von Tapachula. Langsam wickelt er den Verband von seinem linken Fuß ab. Die Wunde ist stark verkrustet, er hat nur noch den großen Zeh. Die anderen vier hat er verloren, als er in Veracruz von Mitgliedern der Mara-Gangs vom Güterzug geworfen wurde, sagt er. Sie wollten sein Geld. Die zentralamerikanischen Jugendgangs sind für ihre Brutalität bekannt. Das macht sie zu idealen Handlangern der Drogenkartelle. Vor allem hier im Süden von Mexiko kontrollieren sie die Routen der Migranten. Sie sind es, die hier die Drecksarbeit für die Kartelle erledigen. Sie rauben, entführen, vergewaltigen und morden. Das Geschäft mit den Migranten ist für die Drogenmafia sehr lukrativ. Etwa 50 Millionen US-Dollar sollen im Jahr durch Erpressung und Raub zusammenkommen. Die mexikanischen Behörden interessieren sich in der Regel nicht für einen entführten oder verschwundenen Migranten, egal ob aus Mexiko, Honduras oder Guatemala. Diese Schutzlosigkeit erleichtert dem organisierten Verbrechen zusätzlich die Arbeit. In vielen Fällen sind es sogar Polizisten, die den Migranten ihr Geld abpressen. Martín ist schon vor vierzehn Jahren aus Guatemala nach Tapachula gekommen. Es ging ihm gut dort, sagt er. Er hatte ein paar Kühe, von denen er leben konnte. Dann bekam er Probleme mit den Jugendgangs, näheres sagt er nicht. Zwei seiner vier Söhne wurden ermordet. In Tapachula angekommen, konnte er sich als Maurer durchschlagen. Aber es lief nicht sehr gut. Als er dann vor Kurzem versuchen wollte, auf dem Güterzug Richtung Norden zu reisen, um in die USA zu kommen, wurde er erneut Opfer der Maras. Sechszwanzig Tage behielten sie ihn im Krankenhaus. Seine Söhne wurden inzwischen von der Migrationsbehörde erwischt und sind jetzt in Honduras. Nach Guatemala zurück konnten sie nicht. Als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, hatte er keinen Ort, an den er gehen konnte, um seine Verletzung ausheilen zu lassen und kam schließlich in die Herberge von Doña Olga.

Olga Sánchez Martínez hat die Albergue vor mehr als zwanzig Jahren gegründet. Sie wollte all den Migranten helfen, die mit schweren Verletzungen durch Raubüberfälle, Vergewaltigungen oder Unfälle mit dem Güterzug in den Krankenhäusern von Chiapas notdürftig behandelt werden. Nach der Notversorgung werden die nämlich entlassen und wissen dann meist nicht wohin. Sie sind in einem fremden Land, kennen niemanden, haben kein Geld und von staatlicher Seite gibt es keine Unterstützung. In der Krankenstation, die Doña Olga mit Hilfe von Spenden aufgebaut hat, können sich die

versehrten Migranten so lange erholen, bis sie sich in der Lage sehen weiterzureisen oder die Rückreise zu ihren Familien in Zentralamerika anzutreten. Sie bekommen zu essen, Medikamente, Krücken und manchmal finanzielle Unterstützung für die Heimreise. Viele wollen aber weiter nach Norden, sobald ihre Wunden geheilt sind. „Die Menschen sind heute entschlossener als früher. Selbst wenn sie einen Unfall hatten oder ausgeraubt worden sind, wollen sie nicht umkehren und zurück zu ihren Familien. Sobald ihre Verletzungen geheilt sind, wollen sie ihren Weg fortsetzen. Ich bin sicher, das liegt an der immer schlimmer werdenden Gewalt in Zentralamerika. Viele kommen hierher, weil sie bedroht werden, sie sind auf der Flucht. Mittlerweile kommen ganze Familien von zehn, fünfzehn Personen, darunter Kinder und Großeltern.“ Zu den häufigsten Leiden gehören amputierte Arme und Beine. Die Fahrt mit dem Güterzug ist schon ohne Überfälle gefährlich. Verletzungen und Tod drohen beim Auf- und Abspringen. Während der Fahrt können einen Äste oder herabhängende Stromkabel erwischen. Manche Migranten stürzen einfach vor Erschöpfung von den fahrenden Waggons.

6.3 Gewalt und Diskriminierung – Die Erfahrungen von Homosexuellen und Transgender

In einem der umliegenden Bungalows sitzen Daniel, Kendra und Naomi nebeneinander auf einem der drei Betten in dem ansonsten leeren Schlafsaal mit den kahlen Wänden. Die drei Freunde sind Anfang zwanzig und wie viele andere in ihrem Alter wegen der Gewaltkriminalität aus ihrer Heimat El Salvador geflohen. Daniel ist homosexuell, Kendra und Naomi sind transsexuell. Wegen ihrer sexuellen Orientierung haben die drei ihr Leben lang Diskriminierung und Gewalt erfahren. Naomi trägt ihre blondierten Haare nach hinten gebunden. Dezente Schminke hebt ihre Augen hervor. Ihre Wange ziert eine frische Narbe. In ihrer Heimat El Salvador hat Naomi sich in einer NGO für die Rechte von Menschen aus der LGBTI-Community eingesetzt und war dadurch zusätzlich Anfeindungen von Seiten der Behörden ausgesetzt, erzählt sie. LGBTI, das steht für Homosexuelle, Bi-, Trans-, Intersexuelle und alle anderen Menschen, deren sexuelle Identität nicht in das traditionelle Weltbild der Mehrheitsgesellschaft passt. Wer in den streng katholisch oder evangelikal geprägten Gesellschaften Zentralamerikas nicht zum vorherrschenden Verständnis einer heterosexuell organisierten Familie mit Mann und Frau passt, der muss Diskriminierung und Gewalt fürchten. Naomi arbeitete in einem Projekt zu sexueller Aufklärung und Prävention. Dafür ging sie regelmäßig nachts in die Viertel in denen sich Angehörige se-

xueller Minderheiten prostituieren. „Wenn du offen schwul bist oder Frauenkleider trägst, dann bekommst du keinen normalen Job. Transsexuellen bleibt oft nichts anderes übrig, als im Sexgewerbe zu arbeiten.“ Wenn Naomi auf der Straße unterwegs war, musste sie sich oft Beleidigungen von Passanten anhören, wurde sogar geschlagen. Polizisten, die im Rotlichtmilieu eingesetzt sind, nutzen ihre Macht auf der Straße aus, erpressen Schutzgeld, zwingen die Transgender zu sexuellen Handlungen und misshandeln sie. Kendra und Daniel haben das alles auch schon erlebt. „Ich kann nicht mehr zurück nach El Salvador“, sagt Kendra. „Zwei Polizisten wollten mich vergewaltigen und als ich mich wehrte schlugen sie mich und drohten, mich umzubringen.“ Naomi erhielt wegen ihrer Menschenrechtsarbeit Todesdrohungen von den lokalen Behörden. Als sie das letzte Mal nachts unterwegs war, wurde sie wieder von Polizisten geschlagen und sie drohten, sie umzubringen. Dieses Mal war es besonders übel und sie fasste gemeinsam mit Kendra und Daniel den Plan, in die USA zu fliehen. „Die zahlreichen Hassverbrechen gegen Homosexuelle und Transgender bleiben in El Salvador straflos. Wenn man sie anzeigt, tut niemand etwas“, sagt sie. Mit Hilfe ihrer Familien bezahlten die drei Freunde einen Coyoten, der sie über die Grenze nach Mexiko brachte. Aber kaum hinter der Grenze wurde der Bus auf der Landstraße angehalten. Die Männer von der Migrationsbehörde ließen den Coyoten laufen, denn er konnte sich als Mexikaner ausweisen. Die drei jungen Salvadorianerinnen hatten keine mexikanischen Visa. Die Polizisten beleidigten und schlugen sie und nahmen ihnen ihr Geld weg. Naomi wurde von vier Männern vergewaltigt. Kendra zwangen sie zum Oralsex. Die drei nutzten eine Gelegenheit, um wegzurennen. Sie schafften es, ein Taxi anzuhalten. Der Fahrer hatte Mitleid und brachte sie zur Fiscalía del Migrante, einer Sonderabteilung der Staatsanwaltschaft, die auf Kriminalität gegen Migranten spezialisiert ist. Sie erstatteten Anzeige und bekamen Unterstützung. Sie wurden medizinisch versorgt und am nächsten Tag brachten die Beamten sie in die Herberge von Doña Olga. „Wir haben die Anzeige gemacht, weil es nicht richtig ist, dass so etwas straflos bleibt. Durch meine Arbeit wusste ich, dass es solche Institutionen wie die Fiscalía del Migrante gibt. Aber viele Migranten wissen das nicht oder sie trauen sich nicht, Anzeige zu erstatten“, sagt Naomi. Die drei wollen erst einmal in Tapachula bleiben, hier Zuflucht finden und Geld verdienen. Denn den Traum, in die Vereinigten Staaten zu kommen haben sie trotz allem noch nicht aufgegeben, sagt Naomi mit ruhiger, selbstbewusster Stimme: „Natürlich gibt es in den USA auch Diskriminierung. Ich glaube aber, dass die Gesellschaft dort sensibilisierter ist für das Thema sexuelle Vielfalt, als in unterentwickelten Ländern wie in El Salvador.“

7. Die verschwundenen Migranten von San Luis de la Paz

Zwei gelbe Stofflaken verhängen den Eingang zu dem garagenähnlichen Anbau in einer sandigen Seitenstraße außerhalb des kleinen Ortes San Luis de la Paz im zentralmexikanischen Bundesstaat Guanajuato. David Mora befestigt einen großen Bogen Papier an der Wand und unterstreicht ein paar Begriffe mit blauem Filzstift: „Suche“, „Gerechtigkeit“, „Anzeige“, „Schutz“. Um ihn herum sitzen neun Frauen und zwei Männer in einem Stuhlkreis – Junge und Alte. „Das Wichtigste“, sagt David laut und nachdrücklich in die Runde, „ist, dass wir die Behörden dazu drängen, mit der Suche zu beginnen. Und wenn die Verantwortlichen ihre Arbeit nicht machen, dann sollen sie zurücktreten.“ Der Politologe von der Fundacion para la Justicia y el Estado Democrático de Derecho (Stiftung für Gerechtigkeit und Rechtsstaat) gestikuliert dabei wild mit den Händen. Ein paar der Anwesenden nicken zustimmend. Andere schauen scheinbar teilnahmslos zu Boden. Seit fast vier Jahren treffen sie sich regelmäßig. Seit fast vier Jahren warten sie auf Antworten darauf, was mit ihren verschwundenen Söhnen, Brüdern und Ehemännern passiert ist.

Im März 2011 entscheiden sich zweiundzwanzig meist junge Männer aus San Luis de la Paz, gemeinsam in zwei Bussen nach Norden aufzubrechen. Die Familien bezahlen einen Coyoten, einen Mann aus der Nachbarschaft, der die Männer über die Grenze in die USA bringen soll. Dort wollen sie Arbeit finden. San Luis ist eine kleine Stadt, man lebt von der Landwirtschaft. Die Männer und ihre Familien kennen sich untereinander. „Mein Bruder Samuel war damals neunzehn Jahre alt“, sagt Carina und zeigt mir ein Foto von einem Jungen auf ihrem Smartphone. „Er wollte ein besseres Leben haben, wie viele hier. Hier im Dorf gibt es keine Arbeit. Viele Häuser hier stehen leer, weil so viele auswandern.“ Die Busse mit den Männern kommen nie im Norden Mexikos an. Die Familien hören nie wieder etwas von ihren Angehörigen. „Das waren fast alles junge Leute, man könnte fast sagen eine ganze Generation. Ich versuche stark zu sein, vor allem wegen meiner Mutter, aber die Suche ist schwierig und schmerzhaft“, sagt Carina mit Tränen in den Augen. Die Familien wenden sich an die lokale Polizei und an die Bundesbehörden, fahren in die Landeshauptstadt. Sie stoßen auf Desinteresse und Inkompetenz.

Unterstützung bekommen sie erst bei der Fundación. Alle paar Wochen fahren David Mora oder seine Kolleginnen die dreihundert Kilometer von Mexiko Stadt nach San Luis de la Paz. Sie informieren die Familien der verschwundenen Migranten über die Entwicklungen bei den Ermittlungen und beraten gemeinsam mit ihnen über die Strategien gegenüber den Behörden. „Wir arbeiten vor allem mit den Familien von Migranten, die auf ihrem Weg

in die USA verschwunden oder ermordet worden sind. Wir helfen ihnen vor allem bei der Suche nach ihren Angehörigen und unterstützen sie beim Umgang mit dem Justizsystem“, erklärt Ana Lorena Delgadillo, die Direktorin der Stiftung. Bislang aber kamen von den Behörden keine Antworten. „Einige Zeit nachdem die Männer verschwunden waren, holte die Bundesstaatsanwaltschaft die Familie des Coyoten nach Mexiko Stadt, um ihnen die angeblichen Überreste des Mannes zu übergeben. Wir wollten die Familie dabei begleiten, denn die hatte große Zweifel und auch Angst. Aber die Staatsanwaltschaft hat alles getan, um das zu verhindern. Die Behörden behaupteten, die Leichen seien alle verbrannt worden und man könne sie nur anhand ihrer Habseligkeiten identifizieren. Mit diesen Worten haben sie der Familie eine weiße Tennissocke übergeben und behauptet, es wäre die des Ehemannes. Als gäbe es auf der Welt nur eine einzige Socke dieser Art. Das ist die Art von Behörden, mit denen wir es hier zu tun haben.“

Das Vertrauen der Frauen in die staatlichen Ermittlungen ist zerstört, sagt Verónica, die immer noch darauf hofft, eines Tages zu erfahren, was mit ihrem Ehemann passiert ist: „Mein Mann wollte hier eigentlich nicht weg. Er hat immer gesagt ‚der Norden ist nichts für mich‘. Aber dann ist er doch gegangen, weil er hier einfach keine Arbeit gefunden hat. Ich vertraue den Behörden nicht. Wir waren bei so vielen staatlichen Stellen und nirgends hat man uns auch nur im Geringsten geholfen oder wenigstens zugehört. Es gibt so viel Korruption von ganz unten bis ganz oben. Deshalb geht es auch seit vier Jahren nicht voran.“ Die Juristin Ana Lorena Delgadillo sieht neben den Hindernissen aber auch positive Entwicklungen: „Es hat sich etwas bewegt, es gibt mittlerweile zum Beispiel eine forensische Kommission, die sich gemeinsam mit den Familien um die Identifikation der Überreste kümmert. Aber den Behörden fehlt der Wille, richtig nach den Vermissten zu suchen. Und wenn, dann bearbeiten sie Einzelfälle und es gibt keine Koordination. Aber bei zehntausenden Fällen in den letzten Jahren hat das Verschwindenlassen System und dafür benötigen wir eine nationale Strategie.“ Auch Verónica will nach all den Jahren des Kampfes nicht aufgeben. „Ich werde weiterhin die Behörden nerven“, sagt sie und lächelt. „Wenn wir weiterhin Druck ausüben, hoffen wir, dass sie eines Tages ihre Arbeit machen, so wie es ihre Pflicht ist. Ich hoffe, dass ich irgendwann eine Antwort bekomme.“

8. Tijuana – Sprungbrett in die USA für die einen, Endstation für die anderen

Bergauf und bergab geht es durch die hügelige Wüstenlandschaft aus Tijuana hinaus in den Vorort Playas. Die Strecke geht direkt an der mexika-

nisch-US-amerikanischen Grenze entlang. Jedes Mal, wenn der Bus eine Anhöhe erklimmt, hat man einen guten Blick auf den nur wenige hundert Meter entfernten massiven Metallzaun, der sich Kilometer um Kilometer durch die Landschaft zieht. Dahinter beginnt eine mehrere Kilometer breite flache unbebaute Steppenlandschaft. Auf den schmalen Feldwegen fahren die grün-weißen Pick Up Trucks der US-Border Patrol Streife. Vier Helikopter kreisen ständig über dem Niemandsland. Alle paar Minuten landet einer von ihnen, ein anderer steigt an dessen Stelle auf. Eine im Sonnenlicht schimmernde Drohne durchschneidet langsam und geräuschlos den blauen Himmel. Am Horizont liegt die Skyline von San Diego im morgendlichen Dunst. Der Zaun zieht sich hinter den Wohnhäusern am Stadtrand von Playas de Tijuana bis hinunter zur Uferpromenade und in den Pazifik hinein. Schilder warnen vor Hindernissen unter Wasser. Trotz des nicht allzu warmen Januarwetters sind Menschen am Strand und genießen die Sonne. Eine Familie macht Picknick. Ein junges Paar geht spazieren. Ein Angler versucht sein Glück. Der Grenzzaun ist Alltag für die Menschen in Tijuana. Für Besucher ist er eine Attraktion. Von einer Aussichtsplattform an einem kleinen alten Leuchtturm oberhalb des Strandes genießen Touristen aus Mexiko und den USA das Panorama. Das Areal vor dem Grenzstreifen ist mit Parkplätzen, Bänken und Tischen ausgestattet. Der alte verrostete Grenzzaun, der Vorläufer der aktuellen Hightech-Anlage, die sich dahinter erstreckt, ist mit bunten Graffiti verziert, die zu Frieden und Verständigung aufrufen und an tausende Deportierte, auseinandergerissene Familien und Tote mahnen.

Ein paar Kilometer die Küste entlang nach Süden empfängt mich Luis Escala Rabadán in seinem Büro. Luis Escala lehrt und forscht am COLEF, dem Colegio de la Frontera Norte. Tijuana war lange Zeit der beliebteste Grenzübergang für Migranten, die ohne Papiere in die USA wollen, erklärt er. Von Tijuana aus ist es nur eine halbe Stunde nach San Diego und von dort sind es nur weitere zweieinhalb Stunden nach Los Angeles. Kalifornien bietet nicht nur Jobs, sondern auch seit Jahrzehnten gewachsene soziale Netzwerke. Beinahe jeder Mexikaner hat Familie oder Freunde in den USA. Die größte Gemeinde befindet sich im Großraum Los Angeles. Selbst wenn ein Migrant nach Florida, New York oder Michigan möchte, ist oftmals Los Angeles der erste Anlaufpunkt. Gerade zwischen Kalifornien und dem mexikanischen Bundesstaat Baja California sind die historischen Beziehungen besonders eng.

Mit dem Ausbau der Grenzanlage 1994 hat sich das verändert. In diesem Jahr trat das nordamerikanische Handelsabkommen NAFTA in Kraft, das Kanada, die USA und Mexiko zu einem gemeinsamen Wirtschaftsraum zusammenschloss. Zölle und andere Handelsregulierungen wurden angeglichen, um den freien Warenverkehr zu erleichtern. Freizügigkeit für Personen

war in dem Abkommen aber nicht vorgesehen. Die konservative Wählerschaft in Kalifornien und speziell in San Diego drängte die lokalen Politiker, die irreguläre Migration einzudämmen. Im Rahmen der Operation Gatekeeper wurde die hochgerüstete Grenzanlage aufgebaut, die bis heute besteht. Davor hatten es die Migranten relativ einfach, sagt Luis Escala. Es gab nur einen relativ niedrigen Zaun, den man leicht überwinden konnte. Die Menschen sammelten sich zunächst in Gruppen von etwa fünfzehn Personen. Gemeinsam stiegen sie über den Zaun, der heute noch als rostbraunes Band vor dem neuen, höheren Grenzzaun verläuft. Auf der anderen Seite angekommen, rannten sie los. Sie wussten, dass die Grenzpolizei immer nur ein paar von ihnen erwischen konnte. Solange man sich nicht wehrte, passierte einem nicht viel. Man wurde festgenommen, die Personalien wurden aufgenommen und man wurde nach Tijuana zurück geschickt. Man konnte es also schon am nächsten Tag aufs Neue versuchen. Vielleicht klappte es ja dieses Mal.

Die hohe Stahlmauer, die heute einen großen Teil der Grenze befestigt, kann man nahezu unmöglich überwinden. Ergänzt wird sie durch Stacheldraht, Bewegungssensoren, Hunde und Patrouillen zu Land, auf See und in der Luft. Wer heute über die Grenze will, der versucht es in der Regel nicht mehr in Tijuana, sondern ein Stück weiter östlich. Die Aufrüstung der Grenze hat nicht dazu geführt, dass weniger Menschen versuchen, in die USA zu gelangen. Die Route hat sich lediglich geändert und führt jetzt durch die Wüste. Die Sonora-Wüste, die sich von Nordmexiko bis weit nach Kalifornien und Arizona hinein erstreckt, ist eine der größten der Welt. Sie ist nur dünn besiedelt. Die Migranten haben tagelange Fußmärsche durch menschenfeindliches Terrain vor sich. Viele der Migranten aus den südlichen oder zentralen Staaten Mexikos wissen nicht, was auf sie zukommt und denken, es geht um eine Wanderung von ein paar Stunden. Tagsüber können die Temperaturen im Sommer auf 50 Grad Celsius ansteigen. Nachts fallen sie unter Null. Die Zahl von Menschen, die beim Versuch in die USA zu kommen sterben, hat in letzter Zeit drastisch zugenommen. Jedes Jahr fallen Hunderte den extremen Strapazen und Gefahren zum Opfer. Neben Dehydrierung und Herz-Kreislauf-Kollaps ist mittlerweile das organisierte Verbrechen zur größten Bedrohung für die Migranten geworden. Menschenschmuggel, Raub und Entführungen sind zu einem lukrativen Zusatzgeschäft für die Kartelle geworden. Immer wieder werden Massengräber mit Menschen entdeckt, die auf ihrer Odyssee in ein besseres Leben der Drogenmafia zum Opfer gefallen sind. Für diejenigen, die es mit Hilfe eines Coyoten, eines kundigen Schleusers, auf die andere Seite schaffen, haben sich die US-Justiz und die Border Patrol neue Schikanen ausgedacht. Wer ohne Papiere in die USA einreist, bekommt zunächst eine Strafanzeige und

ein bis zu zehnjähriges Einreiseverbot. Wer nicht sofort wieder über die Grenze abgeschoben wird, kann Monate im Gefängnis verbringen. Die Deportation findet dann oftmals nicht etwa zurück an den Ort statt, an dem man die Grenze überquert hat. Wer bei Mexicali über die Grenze nach Kalifornien gelangt ist, der wird unter Umständen ins zweihundert Kilometer entfernte Tijuana abgeschoben und sitzt dann erst einmal dort fest. Weder die Grenzsicherung, noch die lebensgefährliche Reise haben aber dazu geführt, dass die Zahl derer abnimmt, die im Norden ein besseres Leben suchen.

Die Zahl der Migranten, die aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko abgeschoben werden, hat in letzter Zeit zugenommen. Tijuana ist für Migranten nicht nur einer der wichtigsten Durchgangsorte auf der letzten Etappe in die USA. Ein großer Teil der Mexikaner ohne Papiere, die aus Kalifornien abgeschoben werden, landet zunächst direkt auf der anderen Seite der Grenze in Tijuana. Darunter sind nicht nur diejenigen, die beim Versuch, die Grenze zu überqueren von der Border Patrol gestellt wurden. Es trifft auch Menschen, die schon Jahrzehnte in den USA lebten und arbeiteten. Sie haben dort Frau und Kinder, Freunde, vielleicht ein eigenes Haus. Das Leben, das sie sich über lange Jahre unter großen Entbehrungen aufgebaut haben, liegt nun unerreichbar nördlich der Grenze. Sie selbst finden sich plötzlich in Tijuana wieder, einer fremden Stadt mit hohen Lebenshaltungskosten und hoher Kriminalität. Sie kennen niemanden und bekommen je nach Alter auch keinen Job mehr. Manche haben sogar Schwierigkeiten mit der Sprache, weil sie den überwiegenden Teil ihres Lebens in den USA verbracht haben.

8.1 Die Casa del Migrante – Erste Hilfe für Abgeschobene

Eine der ersten Anlaufstellen für Mexikaner, die aus den USA abgeschoben wurden, ist die Casa del Migrante im Stadtviertel Postal hoch oben auf den Hügeln am östlichen Ufer des Río Tijuana. Die schwere Gittertür am Eingang ist nicht gerade einladend, aber Sicherheit sei mit das Wichtigste, was man den Migranten hier bieten wolle, sagt Padre Pat Murphy, der die Einrichtung seit zwei Jahren leitet. Durch einen Gang geht es in den überdachten Innenhof, von dem metallene Treppen in die oberen Stockwerke zu den Schlafräumen führen. Im Hof und auf den Gängen stehen kleine Gruppen meist junger Männer beieinander und unterhalten sich. Manche von ihnen sprechen Englisch miteinander. Im Speisesaal nebenan geben freiwillige Helfer das Essen aus. An den Tischen sitzen junge und alte Männer und lassen sich Gorditas, dicke runde Maisfladen, mit Reis und Bohnen schme-

cken. Andere sind in der Küche bereits mit dem Abwasch beschäftigt. Die Casa del Migrante ist kein Hotel, jeder hilft hier mit. Die Einrichtung wurde vor 28 Jahren gegründet. Seitdem sind etwa 240.000 Menschen hier gewesen, bekamen etwas zu essen und einen Schlafplatz, konnten ihre Familien anrufen und ihnen sagen, dass es ihnen gut geht. Vor etwa acht Jahren hat sich die Arbeit vollkommen verändert, erzählt Pat Murphy. Das war, als die massiven Deportationen aus den USA angingen, sagt der katholische Geistliche. Heute sind etwa 90% der Gäste Abgeschobene. Nur noch 10% sind Migranten, die in Tijuana bleiben wollen oder auf der Durchreise in die USA sind. In diesem Jahr sind etwa 70.000 Menschen aus den USA nach Tijuana abgeschoben worden. Fast alle kommen aus Kalifornien. Das stellt Pat Murphy und seine freiwilligen Helfer vor neue Herausforderungen. Neben Verpflegung und Unterkunft bieten sie den Menschen auch ärztliche Hilfe, juristischen Beistand und Unterstützung bei Amtsgängen und bei der Jobsuche. „Das Paradoxe ist, dass sie aus den USA abgeschoben werden, weil sie keine Papiere haben. Wenn sie nun hier einen Job wollen, brauchen sie mexikanische Papiere, die sie meist auch nicht besitzen. Die Leute sind vielleicht vor dreißig Jahren hier geboren worden, aber sie haben keine offiziellen Unterlagen und müssen das alles neu beantragen. Wenn sie einen Job wollen, brauchen sie eine Geburtsurkunde, das kostet Geld, sie benötigen einen Wählerausweis und ein paar andere Dokumente. Wir helfen ihnen bei diesen Formalitäten.“ An einer Pinnwand im Gang hängen Zettel mit Informationen darüber, welche Unterlagen man für welchen Behördengang benötigt. Daneben sind Jobangebote von Call-Centern. Da die meisten Deportierten zweisprachig sind, haben sie dort gute Chancen. Aber Padre Pat Murphy versucht nicht nur die akuten Probleme der Menschen zu lindern, die in seine Casa del Migrante kommen, er will auch strukturelle Veränderungen erreichen. Als Mitglied in den Migrationsausschüssen von Tijuana und dem des Bundesstaates Baja California, versucht er politischen Einfluss auszuüben. „Als Migrant riskierst du heute dein Leben. Wir erinnern den Staat an seine Verpflichtungen gegenüber den Migranten, die seit so vielen Jahren ihr Geld aus den USA nach Mexiko schicken.“

Mario und Max sind beide etwas über dreißig Jahre alt. Sie sind gerade erst aus den USA abgeschoben worden. Mario hat den Kopf kahl rasiert, auf seiner Oberlippe sprießt ein hellbrauner Bartansatz. Er hat ständig ein Grinsen im Gesicht. Als er seine Geschichte zu erzählen beginnt, wird er ernst. Aufgewachsen ist er im Bundesstaat Guerrero an der zentralen Pazifikküste. Guerrero ist einer der ärmsten Bundesstaaten Mexikos. Viele Kommunen werden direkt von den Drogenkartellen kontrolliert, lokale Milizen haben in den ländlichen Gebieten die Staatsmacht ersetzt. Im September 2014 sorgte das Verschwinden von 43 Studenten international für Aufsehen. Sie waren

auf dem Weg zu einer Demonstration von der lokalen Polizei festgenommen und an die Drogenmafia übergeben worden. Die Reste eines der Studenten wurden inzwischen identifiziert. Von den Übrigen fehlt bis heute jede Spur. Mario wuchs ohne Vater auf. Er zeigt auf die vielen Tätowierungen an seinem Körper. Jede steht für eine schwere Etappe in seinem Leben, sagt er. In der Hoffnung auf ein besseres Leben versucht er schon als Teenager in die USA zu gelangen. Das erste Mal, das war vor fünfzehn Jahren. Über die mexikanische Grenzstadt Piedras Negras brachte ihn ein Coyote rüber nach Texas. Von da aus ging es weiter nach Phoenix in Arizona. Der Coyote hatte Mario ein Flugticket besorgt, mit dem er von dort aus nach Minnesota gelangte, wo er inzwischen zwei Töchter hat. Das war drei Wochen vor den Anschlägen auf das World Trade Center 2001. „Damals war es einfach, über die Grenze zu kommen. Heute ist es alles andere als einfach“, sagt Mario und lächelt gequält. Fünf- oder sechsmal hat er die Reise seitdem gemacht. Manchmal wurde er gleich an der Grenze abgefangen, manchmal wurde er erst nach längerer Zeit ohne Papiere erwischt und abgeschoben.

Das letzte Mal versuchte er es über Reynosa. Die kleine Stadt liegt wie Tijuana direkt an der Grenze, etwa 2.300 Kilometer weiter östlich im Bundesstaat Tamaulipas, unweit der Golfküste. Über zwei Brücken ist sie mit der texanischen Grenzstadt McAllen verbunden. Gemeinsam mit dem Coyoten und acht weiteren Migranten durchquerte Mario den Río Bravo del Norte oder Río Grande, wie ihn die US-Amerikaner nennen. Am anderen Ufer sollte jemand mit einem Transporter auf sie warten. Als sie den Pick Up entdeckten, rief ihnen der Coyote zu, loszurennen. „Wir liefen auf das Fahrzeug zu. Mir kam es schon komisch vor, dass der Coyote zurückblieb. Als wir dem Auto näher kamen, merkten wir, dass es die Migrationspolizei war.“ Der Coyote hat uns ans Messer geliefert. Unser Geld hatte er bereits bekommen. Eintausend Dollar, nur dafür, dass er uns über den Fluss gebracht hat.“ Diejenigen Migranten, die zum ersten Mal erwischt wurden, wurden sofort zurückgeschickt. Für Mario war es das fünfte oder sechste Mal. Beim Überprüfen der Personalien konnte die Polizei außerdem sehen, dass Mario gegen ein mehrjähriges Einreiseverbot verstieß. Er kam vor Gericht und wurde zu zwanzig Monaten Haft verurteilt. Aus Sicht der US-Behörden ist er ein Wiederholungstäter. Einen Plan, wie es jetzt weitergehen soll, hat Mario nicht. Er will auf keinen Fall auf der Straße enden, wie so viele Migranten in Tijuana. Vielleicht geht er zurück nach Guerrero, wo seine Mutter, seine Onkels und Cousins wohnen. „Meine jüngste Tochter in Minnesota läuft mittlerweile. Ich wäre so gerne bei ihr, um mit ihr in den Park zu gehen, ein Familienleben zu haben. Aber ich glaube nicht, dass ich jetzt noch Chancen auf ein Visum habe.“

Max steht daneben und hört still zu. Auch er hat Familie auf beiden Seiten der Grenze. Er war vierzehn Jahre alt, als er das erste Mal über die Gren-

ze in die USA gegangen ist. Sonderlich schwierig war es nicht, erinnert er sich. Von der Migrationspolizei hat er nichts gesehen. Die Coyoten hätten ihn schlecht behandelt, aber mit dem Ziel vor Augen hat er alles ertragen: Hunger, die Kälte und dass die Familie eine ganze Woche lang nichts von ihm wusste. Er kam gut ans Ziel, sein Vater erwartete ihn bereits. Sein halbes Leben verbrachte Max in den USA. Bei der Arbeit auf dem Bau verdiente er an einem halben Tag das, was er in Mexiko in einer Woche verdienen würde. Er lernte seine Frau kennen und sie heirateten, bekamen eine Tochter. Als Max' Vater eine Aufenthaltsgenehmigung für ihn beantragte, musste Max über die Grenze nach Ciudad Juárez ausreisen, zu einer Art Vorstellungsgespräch im dortigen Konsulat. Der Antrag wurde abgelehnt. Es gab Sicherheitsbedenken. Ein Missverständnis, sagt Max. Seine Onkel, die bereits die US-Staatsbürgerschaft besitzen, schrieben Briefe an das US-Konsulat, um sich für ihren Neffen einzusetzen. Aber die Behörden sind bis heute hart geblieben. Max entschied sich schließlich, auch ohne Papiere wieder über die Grenze zu gehen. Mit dem ersten Coyoten klappte der Brinco, der Sprung auf die andere Seite, nicht. Der Zweite wollte eine Anzahlung von 500 Dollar für Ausgaben wie Unterbringung, Verpflegung und Transport. Bei Ankunft in den USA sollten dann noch einmal 6.500 fällig werden. Max sah keine andere Möglichkeit, als dem Coyoten das Geld zu geben. Der Coyote brachte ihn in eine kleine Hütte in der Wüste, vier Wände ohne Türen, kein Strom, kein Trinkwasser. Dort warteten schon fünfzehn andere Migranten. „Für mich war keine Decke mehr übrig, ich dachte ich müsste erfrieren. Essen brachte der Coyote auch nicht vorbei.“ Am nächsten Tag stellte Max den Mann zur Rede. Es gab Streit. Aber man einigte sich darauf, die Aktion zu Ende zu führen. Am nächsten Tag holten mehrere Männer Max ab und brachten ihn auf die andere Seite. Er war kaum fünfzehn Meter gegangen, da lief er der Migrationspolizei in die Hände. „Ich bin sicher, dass mich der Coyote ans Messer geliefert hat, um sich zu rächen. Mein Geld ist weg. Ich kann ihn nicht einmal anzeigen.“ Max kommt aus Zacatecas in Zentralmexiko. Aber seine Familie ist in den USA: seine Frau, seine Tochter, die Eltern und Brüder. „An Weihnachten und Neujahr denke ich am meisten an sie, dann werde ich sehr traurig. Ich will nicht verpassen, wie meine Tochter aufwächst, ihre ersten Worte, ihre ersten Schritte. Aber ich kann nichts mehr machen, um die Papiere für die USA zu bekommen.“ Max hat einen Großteil seines Lebens in den USA verbracht. An das Leben in Mexiko kann er sich nicht gewöhnen, sagt er. Die schlechte Jobsituation, Korruption, Gewaltkriminalität. Max will nicht, dass seine Tochter in solch einer Gesellschaft aufwächst. „Ich mag die mexikanische Kultur, die Menschen, die Geschichte. Aber ich mag nicht, wie das Land regiert wird, dass meine Stimme hier nichts zählt. Das sind die Gründe, weshalb ich mich entschieden habe, in die USA auszuwandern.“

8.2 El Bordo: Wer es nicht schafft, endet hier

Die Kreuzung, an der die Avenida Revolución auf die Calle Primera trifft, ist so etwas wie das Herz von Tijuana. Gruppen junger US-Amerikaner schlendern auf den breiten Bürgersteigen an den Bars, Souvenirläden und Discount-Apotheken entlang. Alle paar Meter bittet einen ein Mexikaner in höflichem Englisch in eine Bar oder ein Geschäft: Nur umsehen, ganz unverbindlich. Mariachi-Gruppen klappern die Bars ab und spielen für ein Trinkgeld. Drei Männer mit zusammengerollten Decken und kleinen Rucksäcken sitzen neben einem der runden Info-Kiosks der Migrationsbehörde. Durch die Fußgängerzone der Calle Primera Richtung Osten sind es nur zwanzig Minuten Fußweg zum Grenzübergang San Ysidro, direkt auf der anderen Seite des Río Tijuana. Der breite, vollständig betonierte Kanal war ursprünglich angelegt worden, um Tijuana bei starken Regenfällen vor Überschwemmungen zu schützen. Heute führt die breite graue Betonsenke nur ein wenige Meter breites flaches Rinnsal mit Abwasser. El Bordo nennen die Einwohner von Tijuana diesen letzten Abschnitt, kurz bevor der Kanal die US-Grenze kreuzt und zur Kläranlage auf der anderen Seite im San Diego County führt. An den steil abfallenden Ufern des Kanals stehen provisorische Behausungen aus Plastikplanen, Karton und Blech. Ein Mann mit einem Besen schiebt Wasser aus dem Mündungsbereich eines Abwasserrohres. Daneben liegt ein Hund in der Sonne. Etwa 1.000 Menschen leben in El Bordo, in selbst gebauten Zelten und in der Kanalisation. Viele von ihnen sind irgendwann einmal nach Tijuana gekommen, um von dort aus weiter auf die andere Seite zu gelangen. Aber sie haben es nicht geschafft und sind in El Bordo gestrandet. Täglich kommen neue Bewohner hinzu: Migranten, die keine andere Bleibe haben und Menschen, die aus den USA nach Tijuana abgeschoben werden. Die Menschen, die hier in El Bordo enden, haben davor Geld aus den USA nach Mexiko geschickt. Letztes Jahr waren es um die 17 Milliarden US-Dollar. Das ist die zweitgrößte Einnahmequelle Mexikos. Der frühere Präsident Vicente Fox kam einmal hier an die Grenze und nannte sie Helden. Wegen all dem, was sie riskieren, wenn sie ohne Papiere die Grenze überqueren und wegen des Geldes, das sie nach Hause an ihre Familien schicken. Wer es aber nicht geschafft hat in den USA, wer abgeschoben wird, der ist kein Held. Das Stigma wiegt schwer und vom Staat gibt es kaum Unterstützung.

8.3 Samuel – Ein Coyote im Ruhestand

Von der Kreuzung Richtung Osten verliert die Calle Primera sehr schnell ihren touristischen Charme. Auf den engen durchlöcherten Gehwegen drän-

gen sich Menschen mit Einkaufsstüben. Händler schreien die Preise für die neusten Hollywood-Raubkopien in die Menge. Frauen in Hot Pants und engen Shirts stehen vor Bars, deren Eingänge mit siffigen Wolldecken verhängt sind. Fünf Querstraßen weiter hat Samuel seinen Stand. Der kleine stämmige Mann mit der blauen Schirmmütze rollt verschiedene Kabel auf und platziert sie auf dem Tisch vor sich. Seit vier Jahren verkauft er hier an der Straßenecke Zubehör für Mobiltelefone und andere elektronische Geräte. Davor hat er lange als Coyote gearbeitet. Schon mit fünfzehn Jahren fing er an, Menschen ohne Papiere über die Grenze in die USA zu bringen. Damals war es noch einfach, erzählt Samuel, es gab kaum Kontrollen. Mit Gruppen von manchmal über 80 Personen ist er direkt hier in Tijuana über die Grenze, bei Tag wie bei Nacht. Zu Fuß durch den Kanal mitten in der Stadt. Zwanzig Minuten bis eine halbe Stunde hat das gedauert, je nach Größe der Gruppe. Ein anderer Weg führte außerhalb der Stadt am Strand von Playas de Tijuana entlang. Oder mit dem Auto über die Landstraße und dann weiter durch die Berge von Mesa de Otay. Damals standen dort kaum Häuser, es war eine kleine Siedlung.

Das war Anfang der 1970er Jahre. Viele arbeiteten als Coyote, es war relativ leicht verdientes Geld. Für 125 Dollar brachte Samuel seine Kunden bis nach Los Angeles. Irgendwann bekam er sogar eine Aufenthaltserlaubnis und arbeitete von den USA aus weiter als Coyote. Zehn Jahre lang. Heute ist der Grenzabschnitt bei Tijuana hermetisch abgeriegelt. Mesa de Otay ist Teil des dicht besiedelten Großraums von Tijuana. Der Flughafen liegt hier, direkt neben der neuen Grenzanlage. Neben San Ysidro, nahe des Zentrums, ist Mesa de Otay ein weiterer offizieller Grenzübergang, über den ein Großteil des kommerziellen Güterverkehrs abgewickelt wird. Ein Durchkommen ist in Tijuana fast unmöglich. Die Zäune sind hoch, man kann sich schwer verletzen. Wer es hier in der Stadt trotzdem versuchen will, der zahlt mittlerweile bis zu 14.000 US-Dollar. Die meisten Coyotes sind nach dem Bau des neuen Zauns auf alternative Routen ausgewichen. Weiter östlich bei La Rumorosa geht es auf tagelangen Märschen durch die Wüste. Wer diesen Weg wählt, zahlt weniger als die Hälfte. Dafür riskiert man sein Leben. Samuel entschied sich gegen die Wüste, in der Schlangengebisse, Hitze und Kälte immer wieder ihre Opfer fordern. Dazu kam, dass die Strafen für Coyoten immer härter geworden sind. Als ihn die US-Border Patrol erwischte, kam Samuel ins Gefängnis, er verlor seine Papiere und wurde mit einem zehnjährigen Einreiseverbot belegt. Jetzt verkauft er seine Kabel im Zentrum von Tijuana. Er will schon wegen seiner Familie nichts mehr riskieren. Während seiner fünfzehn Jahre als Coyote ist Samuel zweimal überfallen worden. Tote hat es aber in seinen Gruppen nie gegeben, sagt er. Seitdem die Menschen durch die Wüste müssen und das organi-

sierte Verbrechen die Routen kontrolliert, ist das Geschäft für alle Beteiligten gefährlicher geworden. „Mittlerweile passieren so viele Tragödien. Ich habe gut angefangen und wollte gut aufhören.“ Für solche Coyoten, wie die von denen Mario und Max aus der Casa del Migrante erzählen, hat Samuel kein gutes Wort übrig: „Das sind keine Coyoten, das sind Nichtsnutze und Betrüger, die aus den USA hierher abgeschoben wurden und die Migranten hier betrügen, berauben und entführen. Wir Coyoten bekommen dann die Schuld, aber wir haben so etwas nie gemacht.“ Ein guter Ruf zahlt sich aus für den Coyoten, denn meistens kommen die Migranten über Empfehlungen von Familie oder Freunden an die Männer, die sie auf die andere Seite bringen. „Es ist wichtig, den Menschen ehrlich zu sagen, was vor ihnen liegt“, sagt Samuel, „Wenn der Marsch fünf Tage dauert, darf man ihnen nicht vorlügen, es wären nur zwei Tage. Sonst packen die Leute nur eine Packung Toastbrot und zwei Dosen Thunfisch ein. So passieren dann die ganzen tödlichen Unfälle.“

9. Über die Grenze nach Norden – Das mexikanische Kalifornien

Es ist 7 Uhr morgens. Die Sonne scheint, es ist kalt. Vollbepackt, mit einem Rucksack auf dem Rücken und einem vor dem Bauch, stehe ich zusammen mit hunderten Mexikanern in der Schlange vor dem Grenzübergang San Ysidro. Alle paar Minuten geht es ein paar Meter voran, vorbei an Geldwechselstuben und Ständen an denen heiße Schokolade, frittiertes Gebäck und Tacos zum Frühstück angeboten werden. Männer drängen sich durch die Reihen und werben lautstark um Fahrgäste, die sie für fünf Dollar im Kleinbus auf die US-amerikanische Seite bringen wollen. Zweihundert Meter entfernt, am Fuß einer kahlen Hügelkette zieht sich der metallene Grenzzaun entlang. Dahinter liegt das, was für Millionen Menschen in Mexiko und Zentralamerika immer noch den „American Dream“ bedeutet. Für die meisten bleibt es ein Traum. Viele von denen, die die gefährliche Reise bis hierher an die mexikanische Nordgrenze geschafft haben, bleiben in Tijuana hängen. Ohne Papiere ist die Grenze hier mittlerweile so gut wie unpassierbar. Wer es weiter östlich durch die Wüste versuchen will, muss mehrere tausend US-Dollar an einen Coyoten zahlen und riskiert erneut sein Leben. Für Tausende hier in Tijuana aber ist die Grenze, sind die USA Alltag. Viele haben ein spezielles „25-Meilen-Visum“, mit dem sie nach San Diego pendeln. Dort arbeiten sie auf den Baustellen, in den Hotels oder in der Landwirtschaft. Der Lohn ist in den USA drei bis fünfmal so hoch wie in Tijuana. Dafür sind hier die Mieten und die Lebenshaltungskosten um einiges günstiger. Wer das 25-Mei-

len-Visum hat, darf in die rechte Schlange und wird schneller abgewickelt. Ich stehe etwa zwei Stunden in der No-Visa-Schlange. Weder die mexikanischen noch die US-Grenzbeamten können mir bei meiner Frage helfen, wo ich die Aus- und Einreiseformulare bekomme und welche Stempel ich benötige. Nachdem ich mehrmals zwischen verschiedenen US-Zoll-Schaltern hin und her gerannt bin, habe ich ein Touristenvisum, das für drei Monate gültig ist und bekomme einen Stempel in den Pass. Die mexikanische Ausreisestelle habe ich nicht gefunden. Das scheint aber Niemanden zu interessieren.

Mit der Metro geht es vom Grenzübergang San Ysidro entlang der San Diego Bay vorbei an den Reihenhäusern der Vorstädte. Die Haltestellen werden auf Englisch und Spanisch angesagt. Ortsnamen wie Chula Vista, Palomar Street oder Barrio Logan erinnern daran, dass das Gebiet Mitte des 16. Jahrhunderts im Namen der spanischen Krone kolonisiert wurde und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu Mexiko gehörte. Die spanische und die mexikanische Kultur sind seit Jahrhunderten ein Teil Kaliforniens. Nur 25 Minuten dauert die Fahrt und ich bin in Downtown San Diego. Ich hole meinen Mietwagen ab und fahre die Küste entlang weiter nach Norden, Richtung Los Angeles. Dort bin ich mit Martín verabredet, den ich in Guadalajara kennengelernt habe. Martín ist Print Artist und besucht gerade eine Messe in Long Beach. Als ich ihm von meinem Projekt erzählte, war er sofort interessiert. Er hat selbst schon einmal für mehrere Monate in den USA gearbeitet. Ein Teil seiner Familie lebt in Südkalifornien, die wollen wir besuchen. Martíns Tanten und Onkels sind bereits in den 1970er Jahren in die USA ausgewandert und geblieben. Ihre Kinder und Enkel sind hier geboren und damit automatisch US-Staatsbürger: Drei Generationen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Sichtweisen auf die Migration zwischen Mexiko und den USA.

9.1 Familie Sánchez aus West Covina

Es beginnt zu dämmern, als ich vier Stunden später von der Interstate 10 abfare. Über eine leere breite Hauptstraße geht es hinein nach West Covina, eine Kleinstadt im Speckgürtel von L.A.. Im Schachbrettmuster reiht sich Wohnviertel an Wohnviertel. Das kleine, eingeschossige Haus, in dem Martíns Tante und Onkel mit zweien ihrer bereits erwachsenen Kinder wohnen, ist das Vorletzte am Ende einer baumbestandenen Sackgasse. Auf dem Rasen liegt ein Planschbecken, dem schon vor längerer Zeit die Luft ausgegangen ist. Neben dem Briefkasten steckt eine US-Flagge in ein paar trockenen Tannenzweigen, die vor kurzem noch

als Weihnachtsschmuck dienten. Als mir eine ältere Dame die Tür öffnet, weiß ich zunächst nicht, ob ich Spanisch oder Englisch sprechen soll. Ich frage auf Spanisch nach Martín. „Den kennen wir hier nicht“, kommt die Antwort ebenfalls auf Spanisch und gleich ein lautes Lachen hinterher. „Der ist mit seinem Onkel Burger essen gegangen.“ Im Wohnzimmer sitzen zwei Frauen, die sich ebenfalls auf Spanisch unterhalten – eine Schwester und die Nachbarin. Martíns Tante, Natalia Sánchez, bietet mir etwas zu trinken an. Nach und nach trudeln immer mehr Familienmitglieder ein. „Hey, how are you doing?“, begrüßt mich Martíns Onkel Rafael, als er zusammen mit Martín durch die Tür kommt. Nachdem wir kurz ein paar Sätze auf Englisch gewechselt haben, verfallen plötzlich wieder alle im Raum ins Spanische. Als Sohn Alan nach Hause kommt, spricht er Englisch mit allen. „Manche Dinge kann man auf Englisch einfach schneller sagen, aber dann gibt es auch Dinge, die kann man nur in Spanisch ausdrücken. Manche Witze zum Beispiel“, sagt er. Als letztes kommen die älteste Tochter Perla mit ihren beiden kleinen Kindern und schließlich Vicky, das Nesthäkchen.

9.2 Perla: „Mexiko ist ein Teil von mir, ich bin Mexican-American“

Perla, die älteste Tochter des Ehepaar Sánchez, setzt sich mit ihren fünf und acht Jahre alten Kindern aufs Sofa und beginnt, ihnen aus einem englischsprachigen Kinderbuch vorzulesen. Perla ist die erste Sánchez, die hier in Kalifornien geboren wurde. Sie ist also gebürtige US-Amerikanerin. Auf dem Papier ist sie nie Mexikanerin gewesen. Aber als Kind hat sie mit ihren Eltern zunächst nur Spanisch gesprochen. Erst im Kindergarten fing sie dann an, Englisch zu lernen. Einen Akzent hat sie nicht. Ihre Kinder wachsen in einem weitgehend englischsprachigen Umfeld auf, Perlas Mann spricht nämlich kein Spanisch. Jetzt sollen die beiden Ältesten aber schon ein wenig Spanisch lernen, damit sie einen größeren Bezug zu ihrer mexikanischen Herkunft entwickeln können, sagt Perla: „Sie lieben mexikanisches Essen. Manchmal fragen sie mich nach Quesadillas oder sie sagen *leche* oder *agua*. Sie können ein paar Grundbegriffe. Wenn die Oma aus Mexiko zu Besuch war hat die nur Spanisch gesprochen und auch meine Mutter spricht lieber Spanisch mit ihnen. Das hilft ein wenig, einen Teil von Mexiko in ihr Leben zu bringen.“ Perla fühlt sich als US-Amerikanerin und als Mexikanerin. Das ist für sie kein Widerspruch. „Ich habe Familie in Mexiko und Mexiko ist ein Teil von mir, ich bin Mexican-American. Ich bin hier aufgewachsen, aber meine Eltern kommen aus Mexiko. Ich liebe die mexikanische Kultur, die Musik, die spanische Sprache.“ Die Familienbande nach

Mexiko versucht sie so gut wie möglich zu pflegen. Nach der Hochzeit ist sie gemeinsam mit ihrem Mann nach Mexiko gereist, damit er ihre Familie in Jalisco kennen lernt. Mit den Kindern sind diese Besuche schwieriger geworden. Schon drei Jahre sind sie nicht mehr in Mexiko gewesen und das, obwohl der Großteil ihrer Familie dort lebt. Ihre jüngste Tochter ist bereits anderthalb Jahre alt und hat ihre Verwandten südlich der Grenze noch gar nicht kennengelernt. „Aber wir chatten, schicken Fotos über Facebook und telefonieren“, sagt Perla. Aber auch in Kalifornien umgibt Perla ihre Kinder mit mexikanischer Kultur, das ist ihr wichtig. Sie hört mit den Kindern Mariachi-Musik und spanischen Rock – „Das ist meine Musik“, erklärt sie ihnen dann.

Dabei war es für Perla als Kind alles andere als einfach, die Tochter mexikanischer Einwanderer zu sein, erinnert sie sich. Als sie als kleines Mädchen in den Kindergarten kam, sprach sie nur Spanisch. „Das war schwer für mich, weil ich nichts verstanden habe. Aber meine Mutter sagte mir, deshalb müsse ich in die Kirche gehen und in den Kindergarten, damit ich Englisch lerne.“ Noch in der Schule hatte Perla Probleme, alles zu verstehen, was die Lehrerin sagte. Sie wurde aus ihrer Klasse genommen und musste spezielle Kurse für Kinder mit Englisch als Zweitsprache besuchen. Schön fand sie das damals nicht. „Ich bin aber froh, dass meine Kinder dieses Problem nicht haben. Deshalb wollte ich, dass sie zuallererst Englisch lernen, damit sie bei ihrer schulischen Grundausbildung alles verstehen. Spanisch können sie dann als Zweitsprache machen.“ Perla holte ihren Rückstand auf – trotz oder gerade wegen der sprachlichen Herausforderungen. Sie war die Erste in ihrer Familie, die aufs College ging. „Ich glaube, das war meinen Eltern wichtig, dass ihre älteste Tochter aufs College geht und erfolgreich ist und meine beiden Geschwister das später auch tun.“

Obwohl Perla sich beiden Kulturen zugehörig fühlt, ist es manchmal seltsam auf Besuch in Mexiko: „Ich habe einen Gringo-Akzent. Die Menschen in Mexiko hören, dass ich nicht von dort bin. Aber wenn ich dort auf dem Markt anfangen zu feilschen, bekomme ich immer noch bessere Preise als mein Mann. Dann aber kommt meine Oma und sagt, ‚Nein, das ist immer noch viel zu teuer‘ und handelt die noch weiter runter. Ich bin eben doch nicht fifty–fifty Mexican-American, selbst wenn ich das gerne hätte. Ich lebe zu 100% hier in den USA und bin nur manchmal in Mexiko zu Besuch. Meine Eltern sind hier, ich bin hier aufgewachsen, meine Kinder wachsen hier auf. Nur meine Oma und Onkels leben noch dort.“ In Mexiko zu leben kann sie sich momentan nicht vorstellen. Vor allem für ihre Kinder will sie die Möglichkeiten nutzen, die ihr das Leben in den Vereinigten Staaten bietet: das Bildungssystem, Sicherheit und Jobs.

9.3 Natalia und Rafael: „Das Heimweh nach der Familie war schrecklich“

Perlas Eltern Natalia und Rafael kamen Anfang der 1970er Jahre als Teenager in die USA. Natalia wollte zunächst nur für ein paar Wochen eine Freundin besuchen, die an Krebs erkrankt war. In einem Englischkurs lernte sie Rafael kennen. Zwei Jahre später heirateten die beiden. Damals hätte Natalia sich nicht vorstellen können, für immer in dem Land zu bleiben, dass sie heute so sehr liebt: „Wir fühlten uns anfangs sehr einsam, wir hatten hier niemanden und das war schwierig für uns. Ich habe meine Familie vermisst und wollte bei ihr sein.“ Wenn sich die beiden damals entschieden hätten, zurück nach Mexiko zu gehen, hätten sie vielleicht nicht wieder einreisen können. Natalia hatte zwar ein Visum, Rafael war aber ohne Papiere über die Grenze gekommen. Sie ist stolz auf das Leben, dass sie ihren Kindern ermöglicht hat. Perla, Alan und Vicky sind alle drei hier in Kalifornien geboren. Den Eltern war es immer sehr wichtig, dass ihre Kinder gut in der Schule sind, nicht mit dem Gesetz in Konflikt geraten und der Gesellschaft etwas zurückgeben. Schon bald nach ihrer Ankunft kommen Rafael und Natalia mit der Kirche der Mormonen in Kontakt und konvertieren. Die Kirche wird zu ihrem sozialen Mittelpunkt. Dort finden sie nicht nur spirituellen Halt, sondern auch Menschen, an die sie sich bei Schwierigkeiten wenden können. Perla studiert später Lehramt und geht als Missionarin für zwei Jahre nach Bolivien. Alan meldet sich zur Armee und geht zweimal in den Irak, worauf seine Mutter sehr stolz ist. Vicky, die Jüngste, studiert englische Literatur und arbeitet heute beim staatlichen Umweltamt. „Wir sind eine arme Familie, im materiellen Sinn, aber wir haben immer fromm gelebt. Dieses Land hat mich glücklich gemacht. Ich bin in Mexiko geboren und ich mag mein Land, aber ich bin sehr dankbar, dass ich die Möglichkeit bekommen habe, mir hier ein rechtschaffenes Leben aufzubauen. Als Eltern will man immer das Beste für seine Kinder und ich hatte das Gefühl, dass meine Kinder hier bessere Möglichkeiten haben werden, als in Mexiko.“ Es war immer sehr schwer für Natalia von ihrer Mutter und ihrer Familie in Mexiko getrennt zu sein, aber sie entschied sich, für das Wohl ihrer Kinder die Trennung von ihrer Familie in Mexiko in Kauf zu nehmen.

Als mit Perla ihr erstes Kind zur Welt kam, sprach Natalia selbst noch kaum Englisch. Sie konnte ihrem Kind die Sprache des Landes, in dem es geboren war und dessen Staatsbürgerschaft es hatte, nicht beibringen. Für Natalia war es aber auch immer wichtig, dass ihre Kinder Spanisch sprechen, damit sie sich selbstständig mit ihrer Familie in Mexiko unterhalten können: „Ich wollte nicht, dass sie auf jemanden angewiesen sind, der für sie übersetzt. Man kann seine Gefühle nicht ausdrücken, wenn eine Person

dazwischengeschaltet ist.“ Englisch kam dann in der Schule hinzu. Wenn Natalia Probleme hatte dem Lehrer etwas auf Englisch zu sagen, hat ihr immer jemand geholfen. Sie lernte die Sprache sonntags bei der Predigt in der Kirche. Heute fühlt sich Natalia nicht mehr einsam. Die USA sind ihre neue Heimat und sie liebt ihr Land. „Für mich ist es eine Ehre, dass ich in diesem Land als Staatsbürgerin akzeptiert wurde.“

Angst abgeschoben zu werden hatte Natalia nie, sagt sie. „Ich hatte nie Angst rauszugehen, in den Park oder einkaufen, Angst festgenommen zu werden. Aber es war eine Erleichterung, als wir die Aufenthaltsgenehmigung und später dann die Staatsbürgerschaft bekommen haben. Besonders wegen Rafael, da er es die meiste Zeit war, der gearbeitet hat. Da war dann manchmal die Angst, dass er für einen Job plötzlich eine Greencard braucht. Seinen jetzigen Job hätte er ohne Aufenthaltsgenehmigung nicht bekommen. Aber damals waren die Migrationsgesetze anders, als heute.“

Rafael hat viele Jahre ohne Papiere hier in Kalifornien gelebt und gearbeitet. Dann profitierte er von einer Amnestie. Er bekam eine Aufenthaltsgenehmigung und konnte schließlich die US-Staatsbürgerschaft beantragen. Ursprünglich wollte Rafael gar nicht in die USA. Schweren Herzens hat er sich damals entschieden auszuwandern, um auf diese Weise seine Familie zu versorgen. Rafaels Familie lebte unter ärmlichen Bedingungen in einem kleinen Dorf in Jalisco. Von dreizehn Geschwistern starben drei, als sie noch klein waren. Der Vater hatte ein paar Tiere mit denen er handelte. Kurz bevor Rafael die weiterführende Schule besuchen sollte, hatte der Vater einen Unfall. Er fiel aus dem zweiten Stock und brach sich ein Bein. Von da an konnte er nicht mehr arbeiten. Rafael wollte seinem Vater helfen, aber in Sahuayo auf dem Land gab es kaum Arbeit. Sein erster Job als Mechaniker brachte nicht genug ein, als dass es zum Überleben gereicht hätte. Die Großmutter, die in den USA lebte, schickte der Familie ab und zu etwas Geld. Sie bot Rafael an, zu ihr zu kommen und bei ihr in Kalifornien für seine Familie Geld zu verdienen. Rafael sah keine andere Möglichkeit und nahm das Angebot an. Seinen Eltern gefiel die Idee nicht. Der Vater willigte schließlich ein, unter der Bedingung, dass Rafael nicht dort blieb. „Damals wusste ich nicht, dass ich für viele Jahre nicht wiederkehren würde“, erinnert sich Rafael mit gebrochener Stimme und mit Tränen in den Augen.

Rafael reiste die über 2.000 Kilometer von seinem kleinen Dorf in Jalisco nach Tijuana an die Grenze zu den Vereinigten Staaten. Seine Großmutter wollte sich um jemanden kümmern, der ihn über die Grenze bringen sollte. Ein paar Wochen musste Rafael in der fremden Stadt ausharren, dann war es soweit. Gemeinsam mit ein paar anderen Männern brachte ihn der Coyote über die Grenze in die USA. Die erste Strecke zu Fuß, dann ging es weiter mit dem Auto. Rafael bekam den Pass eines Fremden und musste

eine falsche Identität auswendig lernen. Mit dem Bus ging es nach San Diego und von dort aus weiter in verschiedenen Autos nach Los Angeles. Rafael kam bei einem entfernten Verwandten unter und fand schließlich einen Job als Automechaniker. Aber Rafaels neuer Chef versoff sein Geld und so ging er leer aus. Bei seinem nächsten Job sollte er Reifen wechseln. 90 Dollar gab es in der Woche, fünfzig davon schickte Rafael nach Hause zu seiner Familie. Mehrere Jahre hangelte sich Rafael so von Job zu Job. „Dass man keine Papiere hat, vergisst man mit der Zeit. Für meinen Job war das nicht wichtig“, sagt er. Nur manchmal musste er für die Arbeit nach San Diego fahren. Dort im Süden, nahe der Grenze, wird viel kontrolliert. Die Tour abzulehnen kam nicht infrage, wenn er seinen Job behalten wollte. „Also habe ich gebetet und bin los. Das Gute war, dass es ein sehr großer LKW war und so musste ich die LKW-Spur nehmen und kam um die Migrationskontrollen herum.“ Die ganzen Jahre, die Natalia und Rafael in den USA lebten, bekamen sie nie Probleme, weil er keine Papiere hatte. Aber nach Mexiko reisen und die Familie besuchen konnten sie nicht, bis sie die Aufenthaltsgenehmigung bekamen. „Für uns wurde ein Traum wahr.“ Inzwischen arbeitete Rafael am Flughafen in Los Angeles und bekam deshalb Gratisflüge. Seinen ersten Flug machte er nach Mexiko, um seine Familie wieder zu sehen. Für Rafael ist es längst überfällig, dass die Migrationsgesetzgebung in den USA reformiert wird: „Es gibt Millionen von Menschen hier wie wir, die arbeiten und ihren Familien helfen. Wir brauchen eine Reform, damit sich diese Menschen nicht weiterhin durch einen Zaun hindurch zuwinken müssen, sondern sich umarmen können. Das sind Familien, die da getrennt werden.“

9.4 Vicky: „Als ich zum ersten Mal in Mexiko war, mochte ich es nicht – und das ist noch nett ausgedrückt“

Vicky, die jüngste, bekam als Kind lange Zeit nichts mit von der Situation ihrer Eltern. Mit ihren beiden älteren Geschwistern Perla und Alan sprach sie meist Englisch. Mit ihren Eltern sprach sie Spanisch oder Englisch, je nach Situation. Als sie in die Schule kam, sprachen Natalia und Rafael schon so gut Englisch, dass Vicky nicht für sie übersetzen musste. Sie konnten sich selbstständig mit den Lehrern unterhalten. „Bei einigen Klassenkameraden war das anders, die mussten für ihre Eltern übersetzen und da fühlt man sich sicher schrecklich, weil das für die Eltern unangenehm sein kann.“ Vicky fand es immer schön, auf zwei Sprachen mit ihren Eltern kommunizieren zu können. Irgendwann kam der Tag, an dem ihr Englisch besser war, als das ihrer Eltern. „Das war schrecklich, weil ich ihnen dann helfen muss-

te Schecks auszustellen und Papierkram zu machen. Komischerweise ist das bis heute meine Aufgabe in der Familie.“

In der Nachbarschaft lebten viele Familien mit Migrationsgeschichte. Es war normal, dass manche ihrer Freunde Eltern hatten, die nicht so gut englisch sprachen, dafür aber spanisch oder vietnamesisch. Als „Mexikanerin“ war man keine Außenseiterin. Was es bedeutet sich fremd zu fühlen, lernte Vicky als sie ihre Familie in Mexiko kennenlernte. „Als ich zum ersten Mal in Mexiko war, mochte ich es nicht – und das ist noch nett ausgedrückt“, erinnert sich die junge Frau. Mexiko, das war für sie der Ort, wo ihre Oma wohnte und in gewisser Weise ist das auch heute noch so, denn viel hat sie von dem Land noch nicht gesehen. „Wenn wir damals meine Familie in Mexiko besucht haben, gab es die Regel, kein Englisch zu sprechen und das mochte ich zuerst nicht. Ich war von der Schule her gewohnt, mich auf englisch auszudrücken. Beim spanisch sprechen fühlte ich mich eingeschränkt. Heute ist das anders, da spreche ich gerne spanisch, wenn ich dort zu Besuch bin. Aber jetzt sprechen viele meiner Cousins und Onkel englisch und wenn ich jetzt nach Mexiko reise, spreche ich mit ihnen auch viel englisch.“ Ein Besuch bei der Familie ihres Vaters war für Vicky eine Reise in eine andere Welt. Während die Sánchez aus Kalifornien in einer kleinen Wohnung im Großraum von L.A. lebten, liefen bei den Sánchez in Jalisco Hühner im Haus herum, erinnert sich Vicky und lacht. Es gab Hähne, Hasen, Katzen und alle möglichen Arten von Vögeln. Vicky gefiel das, denn zu Hause durfte sie keine Haustiere haben. Was sie nicht mochte war, auf die ganzen Annehmlichkeiten zu verzichten, die ein US-amerikanischer Teenager so gewohnt ist. „Als Kind war ich manchmal echt gemein zu meinen Cousins, habe mich für etwas Besseres gehalten. Ich hatte ein YoYo und die waren damals cool, meine Disney-Shirts waren keine Fälschungen, ich hielt meine Sachen für besser als die meiner Cousins. Ich hatte diesen amerikanischen Stolz, hielt mich für jemand Besseren, weil ich aus den USA bin und auch Englisch spreche. Irgendwann habe ich gemerkt, dass das dumm ist und damit aufgehört.“

Einmal sperrte Vicky sich bei ihrer Familie in Mexiko eine ganze Woche ins Zimmer ein und schaute Musikvideos, redete mit niemandem. „Nicht, weil ich nicht gekonnt hätte, ich habe gut spanisch gesprochen, aber ich fühlte, dass ich nicht dahin gehöre. Ich dachte, die haben ihre eigenen Dinge zu tun und ich bin nicht Teil davon. Meine Cousins wiederum dachten, ich halte mich für etwas Besseres und will deshalb mit niemandem sprechen. Später haben wir gemerkt, dass das ein Missverständnis war und seitdem verstehen wir uns gut. Damals als Kind war es schwierig, von zu Hause wegzugehen, die Freunde zurückzulassen. Aber mit der Zeit sind aus meinen Cousins meine besten Freunde geworden. Und Mexiko ist mehr als nur das Haus meiner

Großmutter, ich weiß jetzt, dass es dort noch viele Orte gibt, die ich entdecken möchte. Ich habe es mit der Zeit immer mehr lieben gelernt. Und jetzt bin ich ein wenig frustriert, denn ich sage immer zu meinen Freunden, lasst uns nach Mexiko gehen, aber zurzeit ist es dort gefährlich, man kann entführt oder umgebracht werden. Es ist wirklich traurig, weil ich meine Liebe zu dem Land teilen möchte, aber das geht nicht, weil es dort zu gefährlich ist.“

Dass ihr Vater lange Zeit keine Aufenthaltsgenehmigung für die USA gehabt hatte, wurde Vicky erst nach und nach bewusst. „Ich erinnere mich, als ich ungefähr zehn war, da kamen wir gerade aus Mexiko zurück und mein Vater sagte zu mir: ‚Ich bin ein Alien.‘ – ‚Was, so ein Quatsch, du bist doch kein Außerirdischer, Papa.‘ Dann zeigte er mir seinen Ausweis. Darauf stand ‚Resident Alien‘“ Und ich dachte, das ist ja schräg, da steht mein Vater sei ein Alien.“ Zu der Zeit hatte Rafael gerade seine Aufenthaltsgenehmigung erhalten, aber noch nicht die US-Staatsbürgerschaft. „Das war wohl das erste Mal, dass mir bewusst wurde, dass meine Eltern keine US-Bürger sind. Mein Vater ist die patriotischste Person, die ich kenne, so sehr, dass es manchmal peinlich wird. Zum Beispiel müssen alle unsere Autos einen Sticker mit US-Flagge haben, weil er zeigen will, dass er sein Land liebt. Ich dachte also immer wir gehören hierher und dann sah ich, dass mein Vater einen Ausweis hat auf dem ‚Resident Alien‘ steht. Was sollte das denn heißen?“ Vicky lächelt ungläubig, wenn sie zurückdenkt. Ein Jahr danach beantragten Natalia und Rafael ihre Staatsbürgerschaft. Vicky war damals sehr stolz auf ihre Eltern und ging gemeinsam mit ihnen die Fragen durch. „Ich habe dann immer gesagt: ‚Mama, das weiß sogar ich, das haben wir gerade in der Schule gelernt.‘“

9.5 Alan: „Ich hatte im Irak Kameraden ohne Papiere. Die hätten hier nicht bei Mc Donald’s arbeiten dürfen, sind aber für Amerika in den Krieg gezogen“

Es fällt schwer, sich den breitschultrigen jungen Mann mit dem runden Gesicht und der sanften Stimme in einem Kampfeinsatz vorzustellen. Zweimal war Alan mit der US-Infanterie im Irak. Damals töteten irakische Aufständische fast täglich US-Soldaten. Alan wurde mit seiner Einheit in Dörfer geschickt, in denen Scharfschützen, Selbstmordattentäter und Sprengfallen an jeder Ecke drohen konnten. Mehr als einmal bekam er mit, wie Kameraden starben. Bei diesen Missionen wurden völlig leichtfertig Menschenleben aufs Spiel gesetzt, ohne dass er einen Sinn erkennen konnte, sagt Alan heute. Wieder zu Hause in den USA machte er eine Polizeiausbildung auf Hawaii, bevor er wieder zurück nach West Covina kam, wo er heute beim Ju-

gendamt arbeitet. Jetzt sitzt er vor mir in seinem Zimmer, die Gesichtszüge entspannt. Die dunklen Augen schauen nachdenklich in die Ferne. „Meine Eltern haben eine Menge durchgemacht, um uns ein gutes Leben zu bieten. Sie haben anfangs kaum etwas verdient und mussten uns alle durchfüttern. Auch deshalb ist es mir wichtig, die mexikanische Kultur weiterzugeben, die sie mir mitgegeben haben. Wenn ich einmal Kinder habe und mit ihnen nach Mexiko fahre, wäre es schade, wenn sie sich nicht verständigen können.“ Familie ist ihm wichtig. Alan findet es sehr schade, dass ein Teil seiner Familie viele tausend Kilometer entfernt im Nachbarland lebt. Die mexikanische Kultur empfindet er als wichtigen Teil seiner Identität: Die spanische Sprache, die er mit seinen Eltern und seinen Geschwistern teilt. Die leckeren Tamales, in Maisblättern gedämpfte und mit Fleisch gefüllte Maisklöße, die seine Oma immer machte, wenn sie in West Covina zu Besuch war. Nicht zuletzt sind es auch die Geschichten seiner Eltern über ihre Kindheit in Mexiko und ihr Leben in den USA. „Es ist schwierig für mich zu sagen, als was ich mich definiere. Mexikaner würden mich nicht wirklich als Mexikaner sehen. Ich sehe mexikanisch aus und spreche spanisch, habe aber einen Akzent und drücke mich vielleicht nicht immer perfekt aus. Für die Leute hier in den USA bin ich aber auch nicht weiß. Ich selbst würde sagen, ich bin Amerikaner. Hier in der Gegend kommen die meisten Leute von irgendwo anders her und werden als Amerikaner angesehen. Ich definiere mich also als Amerikaner oder Latino, weil meine Vorfahren aus Mexiko und wahrscheinlich auch aus Spanien kommen.“ Als Nachteil hat Alan seine mexikanischen Wurzeln nie empfunden, sagt er. In Hawaii war er als Mexican-American etwas Besonderes. In Kalifornien fällt er nicht auf. Spanisch zu sprechen nützt ihm auch in seinem aktuellen Beruf beim Jugendamt, denn es wird in vielen Familien hier in der Gegend gesprochen. Trotzdem nimmt er immer wieder eine negative Stimmung gegenüber Mexikanern in der US-amerikanischen Gesellschaft wahr. Die Nachrichten über die Gewalt und den Drogenhandel führen zu Vorurteilen und Ängsten. Das geht so weit, dass manche Arbeitgeber keine Latinos einstellen wollen, sagt Alan. In West Covina, wo Latinos einen Großteil der Bevölkerung stellen, ist das Problem nicht so gravierend. In Kalifornien gibt es Bürgermeister und Kongressabgeordnete mit mexikanischen Wurzeln. Alan ist überzeugt, dass das bereits geholfen hat, das Image der Latinos in der Gesellschaft zu verbessern. In Gegenden allerdings, wo es kaum mexikanische Einwanderung gibt, halten sich Stereotype und Vorurteile hartnäckig. „Ich habe Leute kennengelernt, die denken Mexikaner sind für die Gartenarbeit da und sonst nichts. Aber das stimmt nicht, es gibt viele erfolgreiche Latinos, die etwas aus ihrem Leben gemacht haben.“ Als Alan in der Armee diente, gab es dort viele Latinos aus Südkalifornien, die mit ihm in den Krieg in den Irak zo-

gen. Die Armee ist eine Möglichkeit für Einwanderer, schneller eine Aufenthaltsgenehmigung oder sogar die Staatsbürgerschaft zu bekommen. „Es gibt viele Migranten, die gerne für ihr Land in den Kampf ziehen. Die sind hierher gezogen und lieben dieses Land. Sie wollen ein Teil dieses Landes werden und würden alles dafür tun, sogar sterben. Ich weiß, dass es viele Menschen gibt, die hierherkommen und Amerika wirklich lieben. Und genau diese Leute brauchen wir. Leider sperren wir diese Leute aus und das ist traurig. Denn möglicherweise machen wir dadurch Menschen, die Amerika freundlich gesonnen sind zu Menschen, die nicht so freundlich sind und dann ihre Leidenschaften und Sehnsüchte in andere Bahnen lenken. Es wäre schön, wenn Menschen hierher kommen könnten, die das gerne wollen und die dann Staatsbürger werden dürfen und man ihnen ermöglicht, erfolgreich zu sein. Ich habe solche Leute im Irak kennengelernt, ohne Papiere. Die hätten hier nicht bei Mc Donald´s arbeiten dürfen, aber sie sind für Amerika in den Krieg gezogen.“

9.6 Coachella Valley

Um 4 Uhr früh werde ich das erste Mal wach. Rafael kommt an meinem Sofa vorbei, als er zur Haustür geht. Er hat Frühschicht am Flughafen. Wir verabschieden uns und ich nicke wieder ein. Als ich drei Stunden später aufstehe, ist Alan schon aus dem Haus. Vicky und ihre Mutter bereiten in der Küche nebenan heiße Schokolade und French Toast fürs Frühstück zu. Kaffee haben sie als gläubige Mormonen nicht im Haus – leider. Martín kommt hinzu und wir frühstücken ausgiebig. Etwas anderes bleibt uns auch nicht übrig, denn wer Tante Natalia davon überzeugen will, dass man satt ist, braucht eine Menge Energie und die haben wir um diese Uhrzeit beide noch nicht. Schließlich schaffen wir es, uns loszureißen. Wir sind mit Martín's Cousin Fernando und dessen Familie verabredet. Sie wohnen etwa zweihundert Kilometer entfernt in dem kleinen Ort Indio im Coachella Valley.

Wir laden unser Gepäck ins Auto, verabschieden uns und fahren los, aus der Siedlung hinaus und auf die Interstate 10 Richtung Osten. Die Städte entlang der Fernstraße sind anfangs so miteinander verwachsen, dass man ohne die Ortsschilder kaum sagen kann, wann eine Gemeinde aufhört und die nächste beginnt: Pomona, Ontario, Bloomington, Colton, Redlands... Dann beginnen die Wüste und das Coachella Valley. Am Horizont begleiten uns die schneebedeckten Berge von San Jacinto und San Bernardino. In der kargen Landschaft tauchen immer wieder kleine Inseln auf: Reserverate von American-Indians, die für ihr Casino werben, Golf-Resorts, Felder, die von einsamen Traktoren gepflügt werden. In Palm Springs machen wir

eine kurze Pause. Direkt an der von Palmen gesäumten Hauptstraße stehen drei niedrige Blockhütten aus dunklen Holzstämmen. Sie sind dem Heim einer Familie nachempfunden, die hier Anfang des 20. Jahrhunderts lebte. Im Innern sind Möbel und Alltagsgegenstände ausgestellt. Vor gerade einmal hundert Jahren waren diese Menschen, wie Tausende andere, von der Ostküste, aus Europa oder anderen Teilen der Welt den langen beschwerlichen Weg hierhergekommen, um sich mitten in der Wüste eine neue Existenz aufzubauen. Heute reihen sich hier Restaurants und Souvenirläden aneinander. Seit sich hier in den 1950er Jahren Hollywood-Stars wie Frank Sinatra niederließen, ist Palm Springs zu einem Erholungsort vor allem für wohlhabende ältere Menschen aus Los Angeles geworden.

9.7 Fernando: „Wir Migranten leisten einen großen Beitrag in diesem Land“

Ich scrolle mich durch die Namen auf dem Display bis ich zu „Gutiérrez“ komme. Die Stimme von Martíns Cousin Fernando ertönt über die Sprechanlage und das breite Metalltor öffnet sich automatisch. Vorbei an kleinen cremefarbenen Einfamilienhäusern, alle mit Rasen und Garage, fahren wir durch die private Wohnsiedlung am Stadtrand von Indio. Fernando empfängt uns mit seiner Frau Alejandra und seinen beiden kleinen Töchtern Zoe und Chloe in einem bescheidenen Haus am Rand des Geländes. Gleich hinter Fernandos Gartenmauer beginnt die Wüste – eine sandige, mit trockenen niedrigen Büschen bestandene Ebene, die am Horizont abrupt von einer Bergkette durchschnitten wird. Die Colorado-Wüste, in der das Coachella Valley liegt, ist ein Teil der riesigen Sonora-Wüste, die sich von Mexiko aus nach Norden, nach Arizona und bis hierher nach Südkalifornien erstreckt, wo sie langsam in die Mojave-Wüste übergeht. Es ist die gleiche Wüste, die jedes Jahr tausende Mexikaner versuchen zu durchqueren, um in die Vereinigten Staaten zu kommen. Hunderte lassen dabei ihr Leben. Fernando zeigt auf ein paar Spuren im Sand hinter der Gartenmauer. „Wir haben hier abends manchmal Coyoten zu Gast.“ Mit einem Arm hält er seine Tochter Zoe fest, die auf der Mauer sitzt. Zoe spricht Englisch mit ihrem Vater, Fernando antwortet auf Spanisch: „Daddy, get me down from here.“ – „¿Te quieres bajar?“ Zoe und ihre Schwester Chloe sind in den USA geboren und haben damit die US-Staatsbürgerschaft. Fernando ist vor etwa 15 Jahren mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern aus Guadalajara in die USA ausgewandert. Sein Vater war Tierarzt, seine Mutter Hausfrau. Es lief wirtschaftlich nicht gut für die beiden und so entschieden sie sich, es in den USA zu versuchen. Die Kinder blieben für eine Zeit bei den Großeltern

und folgten dann den Eltern nach. „Als ich hier ankam konnte ich nur ein paar Grundlagen Englisch, was ich so in der Schule gelernt hatte: Die Farben, ‚Chicken‘“, sagt Fernando und lächelt. „Ich erinnere mich an meinen ersten Tag in der Schule in den USA. Ich kam zurück nach Hause und war wütend, denn ich verstand nichts. Aber mein Vater sagte: So ist das einfach, entweder du lernst oder du lernst. Nur so hast du eine Zukunft.“ „Meine Eltern haben viel riskiert, als sie sich entschlossen, in dieses Land zu ziehen. Auf lange Sicht war es aber sicher besser so. Meine Eltern haben mir beigebracht, dass man sich an die Gegebenheiten anpassen muss. Ich habe mich hier angepasst, die Sprache gelernt und wir fühlen uns hier mittlerweile heimisch. Ich arbeite für die Stadtverwaltung und fühle mich als Teil der Gemeinde. Wir haben nicht viel, aber es geht uns gut.“ Wenn Fernando nach Mexiko reist, fühlt er sich inzwischen als Besucher. Kulturell stehe er zwischen den Stühlen, sagt er. Wie viele Menschen hier im Coachella Valley, hat er Familie auf beiden Seiten der Grenze. Dass er seine Familie in Mexiko jetzt nur noch selten sehen kann, tut ihm weh, denn sie sind alle zusammen aufgewachsen und das Familienleben war ihm immer sehr wichtig. Bis seine Eltern ihren Aufenthaltsstatus geklärt hatten und den gesamten Prozess der Legalisierung durchlaufen hatten, dauerte es sieben Jahre – sieben Jahre Unsicherheit. In dieser Zeit konnten sie die USA nicht verlassen und ihre Familie in Mexiko besuchen, denn sie hätten es als Familie kaum wieder über die Grenze zurück geschafft. Zwei von Fernandos Großeltern sind in der Zeit gestorben. Sie konnten nicht einmal zur Beerdigung gehen.

Die kleine Zoe hat inzwischen ins Spanische gewechselt. Drei Jahre ist sie alt. Spanisch war ihre erste Sprache, die hat sie zu Hause von ihren Eltern gelernt. Im Kindergarten ist dann Englisch hinzugekommen. Zoe gehört zur ersten Generation der Familie, die Mexiko bislang nur über die Sprache und aus den Erzählungen ihrer Eltern kennt. Sie wird als US-Amerikanerin aufwachsen, in einer kleinen Stadt in der kalifornischen Wüste. Fernando ist es wichtig, dass sich seine Familie gut in die Gesellschaft integriert. Für ihn steht fest: Das Zuhause seiner Familie ist Indio, California. Aber auch auf die mexikanische Geschichte seiner Familie legt er großen Wert: „Ich versuche, meinen Kindern beizubringen, woher sie kommen, denn wie mein Vater sagt: Ein Baum mit guten Wurzeln fällt nicht so leicht.“

Die Familie Gutiérrez ist mit ihrer Geschichte alles andere als allein im Coachella Valley. Fernando schätzt, dass mindestens ein Drittel der Bevölkerung in der Gegend Migranten sind. Tatsache ist, dass allein im für Coachella so wichtigen Landwirtschaftssektor fast ausschließlich Mexikaner und Mexican-Americans arbeiten. Ihre Kinder und Enkel sind bereits Teil der Mittelschicht und arbeiten in allen gesellschaftlichen Bereichen. „Wir Migranten leisten einen großen Beitrag in diesem Land“, sagt Fernando

selbstbewusst. „Darauf wurde dieses Land aufgebaut, das, was man hier den Melting Pot nennt. Das ist Amerika: Die Einheit all dieser Menschen, die die Stärke dieses Landes ausmacht.“

Fernando ist glücklich und auch ein wenig stolz auf das Leben, das seine Frau Alejandra und er ihrer kleinen Familie ermöglichen. Er hat viel durchgemacht, aber er hat es geschafft als Einwandererkind in der amerikanischen Gesellschaft anzukommen. Dabei vergisst er nicht, dass es viele wie er nicht schaffen. Die Wüste hinter seinem kleinen Einfamilienhaus erinnert ihn täglich daran: „Viele Migranten sterben bei dem Versuch durch die Wüste in die USA zu kommen, so eine Wüste wie diese hier. Das sind Menschen, die es nicht schaffen ihren amerikanischen Traum zu verwirklichen. Gott sei Dank ist es mir nicht so ergangen. Ich lebe meinen amerikanischen Traum. Ich lebe hier mit meiner Familie, arbeite hart und versuche jeden Tag besser zu sein, ich gebe der Gesellschaft etwas zurück. Ich denke, ich bin ein gutes Beispiel dafür, was Migranten der Gesellschaft geben können, auf bescheidene Weise.“

Sobald die Sonne untergeht, wird es sehr schnell ziemlich kühl hier draußen in der Wüste. Wir beschließen etwas essen zu gehen und das bedeutet fahren, denn in dem privaten Viertel gibt es nur Wohnhäuser, nicht einmal einen kleinen Laden. Das heißt ins Auto und auf die andere Seite des Highways, wo auf einem riesigen Gelände mehrere Restaurants und Fast Food Ketten zur Auswahl stehen. Wir betreten ein mexikanisches Restaurant, in dem schon ein paar Tische besetzt sind. Die Bedienung begrüßt uns auf Spanisch und führt uns an unseren Platz. Ich bestelle mir eine Tostada, Martín isst ein paar Enchiladas, Alejandra entscheidet sich für Quesadillas, die kleine Zoe bekommt drei Tacos und Fernando entscheidet sich für eine Michelada, eine Mixgetränk aus Tomatensaft, Bier, Chili und Limette, dazu gönnt er sich einen Shrimp-Cocktail. Auf einem Fernseher, der in der Ecke hängt, läuft ein mexikanischer Sender. Das Essen schmeckt nicht nach der Tex-Mex-Küche, die es hier im Süden der USA so oft gibt, sondern tatsächlich so wie in Mexiko. In Coachella haben es Mexikaner wie Fernando und seine Familie nicht allzu schwer, dem Heimweh ab und zu zu entkommen.

9.8 Die Tagelöhner von Thermal

Von Indio aus fahren wir den Highway 86 weiter in den südöstlichen Ausläufer des Coachella Valley nach Thermal, wo wir Martins Tante Antonia besuchen wollen. Wir lassen die Kleinstadt mit ihren nicht einmal dreitausend Einwohnern rechts liegen und fahren Richtung Osten vom Highway ab und über Feldwege auf die Berge zu. Vorbei geht es an Dattelhainen, Wein-

bergen und Salatfeldern. Von einem Brokkoli-Feld werden mexikanische Rhythmen zu uns herüber getragen. Eine insektenhaft wirkende Erntemaschine frisst sich von der Mitte des Feldes im Schrittempo durch die Reihen grüner Broccolistauden auf uns zu. Vor sich her treibt sie eine Gruppe von etwa zehn Frauen und Männern. Mit Hüten und Tüchern schützen sie sich gegen die Wüstensonne. In gebückter Haltung schneiden sie den Brokkoli und werfen ihn ihren Kollegen zu, die auf dem Gefährt stehen und die Stauden sofort entblättern und in Plastikfolie verpacken. Das Klima hier im Tal gehört zu den heißesten östlich der Rocky Mountains, es ist ganzjährig sehr warm. Aber die guten Bewässerungsmöglichkeiten ermöglichen trotzdem eine intensive Landwirtschaft in dieser eigentlich kargen Gegend.

Ein Stoppschild markiert das Ende des sandigen Wegs, an dem Antonia Miranda in ihrem kleinen kastenförmigen Holzbungalow wohnt. Wenn sie vor ihre Tür tritt, schaut sie in die Wüste, die sich bis zu den Bergen im Osten des Tals erstreckt. In der anderen Richtung, hinter ihrem kleinen Garten befindet sich ein großes Wasserreservoir, an das sich Weinberge und Gemüsefelder anschließen, die bis zum Horizont reichen, wo die westliche Bergkette das Coachella Valley begrenzt. Die Dreundsiebzugjährige hat den Großteil ihres Lebens in den Feldern des Tales verbracht. Geboren in Jalisco, zog sie schon als kleines Mädchen zusammen mit ihrer Mutter nach Mexicali an der Grenze zu Texas. Sie waren weder arm, noch reich, sagt Doña Antonia, es ging ihnen gut. Aber schon mit vierzehn Jahren ging sie von der Schule ab und fing an zu arbeiten, bald bekam sie ihr erstes Kind. Die Beziehung zum Vater des Kindes hielt nicht lange. Antonia heiratete ein zweites Mal. Viel Arbeit gab es nicht in Mexicali und als ihr Mann und sie Schulden machten, konnten sie die nicht abbezahlen. Sie entschieden sich, gemeinsam mit ihrem siebenjährigen Sohn auszuwandern. Damals, Anfang der 1970er, war es noch relativ einfach, über die Grenze in die USA zu kommen. Es gab nur wenige Kontrollen. Die beiden fuhren nach Tijuana und von dort aus mit dem Bus nach Los Angeles. Dort arbeitete sie als Näherin, ihr Mann auf dem Bau. Als sie ihre Schwester in Coachella besuchten, gefiel es Doña Antonia auf dem Land und sie ist bis heute geblieben. Dreißig Jahre hat sie auf dem Feld gearbeitet, Trauben und Datteln geerntet. Obwohl wir Spanisch miteinander sprechen benutzt sie das englische Wort „Field“. Als sie ihren Sohn in den Ferien mit zur Arbeit aufs Feld nimmt, sagt der ihr schon bald, dass das nichts für ihn sei. Er geht zur High-School, aber weil die Eltern keine Papiere haben, muss er bald wieder abgehen. Auch in der örtlichen Baseball-Mannschaft darf er nicht mitspielen. Später geht er zur Luftwaffe. Antonias Tochter wird Lehrerin.

Die meisten Menschen hier im Tal leben von der Landwirtschaft und fast alle sind Latinos. Bei Hitze und Kälte arbeiten sie draußen auf dem Feld. In der Hitzeperiode von Mai bis September wird weniger gearbeitet, weil es zu

heiß ist. Die Arbeit auf dem „Field“ ist dann unerträglich, sagt Doña Antonia. Für die Dattelernte müssen die Arbeiter auf sechs Meter hohen Leitern die Stauden aus den Palmkronen mit ihren scharfen Blättern herunterholen. Vor drei Jahren hat sie noch dort gearbeitet. Aber ihre Schwester, die es bis zur Aufseherin gebracht hat, hat sie von der Leiter herunter geholt und nach Hause geschickt. Seitdem ist sie in Rente. Die meisten Feldarbeiter leben schon länger hier. Es gibt nicht mehr so viele Neuankömmlinge, seitdem die Grenze so stark befestigt ist. Antonia erinnert sich noch an die Zeit, als manche ihrer Landsleute gependelt sind. Unter der Woche arbeiteten sie in Coachella, am Wochenende reisten sie über Calexico aus nach Mexicali, südlich der Grenze. Ein Coyote kostete damals 150 Dollar. Wer heute abgeschoben wird, muss mehrere tausend Dollar zahlen, um wieder hierher an seinen Arbeitsplatz zu kommen – viel Geld für einen Tagelöhner.

Die Arbeitsbedingungen haben sich in mancher Hinsicht im Laufe der Jahre verbessert, sagt Doña Antonia. Als sie nach Coachella kam, gab es auf dem Feld nicht einmal Toiletten für die Arbeiter. Trinkwasser gab es in einem Bottich am Rand des Feldes. Als dann Toiletten aufgestellt wurden, war es zunächst eine Einzige für eine Gruppe von bis zu 70 Personen. „Du kannst dir vorstellen, wie die abends aussah. Heute müssen sie drei bis vier aufstellen.“ Der Lohn aber sei früher viel besser gewesen, sagt sie. Die Arbeiter hatten Verträge mit denen manche 500 bis 600 Dollar in der Woche verdienen konnten. Heute sind es 8,25 Dollar die Stunde und man arbeitet 40 Stunden die Woche.

Dafür führt die Einwanderungsbehörde weniger Kontrollen durch. „Früher stand dort droben auf dem Hügel immer jemand von uns mit einem Fernglas. Wenn der rief ‚Der 120er trägt Grün‘, also grüne Trauben, dann war das das Zeichen, dass die Migrationspolizei kommt.“ Die Arbeiter riefen dann den Warncode über die Felder und wer keine Papiere hatte, rannte. Manchmal erwischten sie ein paar aus Antonias Gruppe. Heute sieht man die Migra nur noch selten in ihren Patrouillenwagen über die Feldwege fahren.

Viele sparten sich etwas vom Verdienst ab, zwanzig, dreißig Dollar die Woche. Das Geld schickten sie nach Hause an ihre Familien in Mexiko, um dort das eigene Haus fertig zu bauen oder die Kinder zur Uni zu schicken. „Wer kein Auto hatte, kam zu mir und bat mich, das Geld, was sie unter der Woche auf die Seite gelegt hatten, zur Post zu bringen und an die Familie zu schicken. Wir sind nicht zum Spaß hergekommen und nicht, um Urlaub zu machen, sondern um ein besseres Leben für unsere Familien zu finden.“ Auch Antonia schickt ihrer Mutter manchmal etwas Geld. „Viele Leute beschweren sich über die Vereinigten Staaten, aber mich hat dieses Land immer gut behandelt. Ich mag Mexiko, denn es ist mein Vaterland, egal wie es gerade um das Land bestellt ist. Ich würde gerne wieder nach Mexiko ge-

hen, aber hier habe ich all die Ansprüche aus der Sozialversicherung für die ich gearbeitet habe. Hier sind meine Ärzte, alles was ich brauche.“

10. Fazit

Die Geschichten von Antonia Miranda aus Thermal, von Fernando und seiner Familie aus Indio und die von Familie Sánchez aus West Covina sind keine Einzelfälle. Das Thema Migration ist in Mexiko allgegenwärtig. Wen immer ich in Mexiko frage, so gut wie jeder hat Familie in den USA. Immer neue Generationen zieht es nach Norden und über die Grenze, wo in vielen Fällen bereits ein Großteil der Familie lebt. Der Status der Angehörigen kann dementsprechend sehr unterschiedlich sein. Manche haben keine Papiere, andere haben nach ein paar Jahren die Möglichkeit bekommen, eine Aufenthaltsgenehmigung zu beantragen oder sie sind schon in den USA geboren und US-Bürger qua Geburt. Die massive Migration zwischen den beiden Ländern trennt und verbindet zugleich. Sie trennt Familien, die aus finanziellen Gründen gezwungen sind, ein oder mehrere Familienmitglieder in die USA ziehen zu lassen, um dort das Geld zu verdienen. Die Migration verbindet aber auch winzige Dörfer im ländlichen Jalisco mit der Millionenmetropole Los Angeles. Die mexikanische Kultur ist längst ein Teil von Kalifornien, von Texas, Arizona und vieler anderer Gegenden in den USA. Mexikaner arbeiten in den Vereinigten Staaten nicht nur auf den Baustellen oder auf den Feldern. Sie sind vielerorts Teil der Mitte der Gesellschaft und in allen Berufsfeldern anzutreffen. Mexican-Americans sind Bürgermeister, Kongressabgeordnete und sogar Bundesrichter. Wer es aber noch nicht geschafft hat, wer sich auf dem Weg in die USA befindet oder zurück nach Mexiko abgeschoben wurde, der gehört einer der marginalisiertesten Bevölkerungsgruppen an. Migranten werden auf beiden Seiten der Grenze stigmatisiert und kriminalisiert. Der mexikanische Staat braucht die Milliarden, die seine Bürger unter Einsatz ihres Lebens aus den USA schicken. Viele Wirtschaftszweige in Kalifornien würden ohne die billigen „Illegalen“ zusammenbrechen. Den Migrantinnen und Migranten werden aber fundamentale Rechte vorenthalten. Der Staat tut nichts dafür, ihre Sicherheit auf dem Weg Richtung Norden zu garantieren. Im Gegenteil: Migranten werden zur Zielscheibe staatlicher Repression und Opfer von kriminellen Polizisten und Migrationsbeamten. Das gilt in besonderem Maße für die Menschen aus Zentralamerika, die schon auf ihrem Weg durch Mexiko meist kein Visum haben und damit zusätzlich verwundbar sind. Organisationen wie Fm4 in Guadalajara oder die Fundación Justicia y Estado de Derecho in Mexico D.F. versuchen etwas an dieser Situation zu ändern, indem sie gegen die

Vorurteile in der Bevölkerung angehen und den Migranten und deren Familien auf ihrer Reise Schutz und Beistand leisten. Nicht zuletzt sind es aber auch die zehntausenden von Mexikanern und deren Kinder und Enkel in den USA, die der Gesellschaft dort und zu Hause in Mexiko jeden Tag vor Augen führen, dass Migranten keine Kriminellen sind. Es sind Menschen, die hart arbeiten und sogar ihr Leben riskieren, um sich und ihrer Familie ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

11. Danke

Mein Dank gilt zuallererst der Heinz-Kühn-Stiftung, dem Kuratorium für die Auswahl meines Projekts und ganz besonders Ute Maria Kilian für die freundliche und professionelle Betreuung im Vorfeld, während und nach meinem Aufenthalt in Mexiko. Außerdem danke ich all denen, die mich bei der Vorbereitung und Durchführung meiner Recherchen unterstützt haben, insbesondere Prof. José Luis Valdés (Universidad Nacional Autónoma de México), Gonzalo Cáceres (Deutsche Welle), Gabriel Barreto und Luis Alberto Fuentes (C7 Jalisco), Prof. Elaine Levine (CISAN/ UNAM), Prof. Jorge Durand (Universidad de Guadalajara), Olga Sánchez (Albergue Jesús el Buen Pastor del Pobre y el Migrante), Prof. Luis Escala (Colegio de la Frontera Norte), Prof. Víctor Clark (Centro Binacional de Derechos Humanos/ San Diego State University), Diego Noel Ramos und Santiago Aguilar (FM4 - Paso Libre), Padre Pat Murphy (Casa del Migrante Tijuana), Ana Lorena Delgadillo und Samuel Kenny (Fundacion para la Justicia y el Estado Democrático de Derecho), José Martín Arcila, Kathrin Zeiske und Claudia Niesen. Nicht zuletzt möchte ich all den Migrantinnen und Migranten und ihren Familien in Mexiko und den USA danken, die sich bereit erklärt haben, ihre Geschichten mit mir zu teilen.